Sagen und Geschichtliches aus dem Simmental

Von D. Gempeler
in Zweisimmen

Der Sagen und Sagengeschichten
4. Bändchen

Thun
Druck und Verlag von Eugen Stämpfli
1909

Sagen und Geschichtliches aus dem Simmental

Von D. Gempeler
in Zweisimmen

Der Sagen und Sagengeschichten
4. Bändchen

Druck und Verlag von Eugen Stämpfli in Thun
1909

Inhaltsverzeichnis.

Die Legende
vom
heiligen Stephanus
dem Märtyrer der thebäischen Legion.

I.

Ueber die Christen des römischen Weltreiches waren schwere Tage des Unglücks hereingebrochen. Der Kaiser Maximian, der Heide und Götzendiener, schwelgte im vergossenen Märtyrerblut. Von den heidnischen Feinden wurden die ausgesuchtesten Qualen über die Christen verhängt. Sie wurden in Oel gesotten, auf glühenden Kohlen geröstet, von Türmen herab in Spieße gestürzt, an Stricken durch Wasser geschleppt und ersäuft. Mit glühenden Zangen wurde ihnen das Fleisch vom Leibe gerissen, man ließ sie in Zwingern von wilden Tieren zerreißen oder man steckte die Verehrer des Kreuzes in hohle, glühend gemachte Kreuze und ließ sie elend darin verbraten.

Es gibt nichts Grausames in der Welt, das um der Religion willen nicht erfunden und zur Quälung andersgläubiger Menschen in Anwendung gebracht worden wäre. Gift, Dolch, Folter und Scheiterhaufen konnten noch als Strafen mit Milderungsgründen angesehen werden, gegenüber den mit Absicht verlängerten Teufelsqualen des erfinderischen, religiösen Fanatismus. Zu allen Zeiten und in allen Zeitaltern lebte neben dem göttlichen Geist auch eine Tierseele im Menschenleib, einst eine rohe, heute eine kultivierte. Die Geschichte erzählt uns, daß im Anfang des vierten Jahrhunderts nach Christo in der prachtvollen Stadt

Theben am Nil in Aegypten, eine dem Christentum ergebene, römische Legion stationiert war. Damit die von den Römern unterjochten Länder sich nicht wieder erheben könnten, wurden sie von wohldisziplinierten Legionen darniedergehalten, gerade so, wie man mit Soldatenfestungen auch unsere Vorväter, die kriegerischen, freiheitsliebenden Helvetier mit List und Gewalt zu bändigen verstand. Diese Legion, die von ihrem ägyptischen Stationsort die thebäische hieß, wurde nun nach dem Wallis verlegt. Die römische Staatsklugheit liebte es, die Legionen fleißig zu wechseln. Die Soldaten durften mit den Landeseinwohnern nicht zu vertraut werden. Der Geist der Revolutionen ist ansteckend und alle Tyrannen hassen und fürchten ihn. Das Christentum, das sich vom mittelländischen Meere her wie eine aufgehende Morgenröte, der das Gestirn der Sonne folgt, der römischen Provinz des Walliserlandes genähert und allmälig davon Besitz genommen hatte, sollte daselbst nach dem Befehl der Heidenkaiser Diocletian und Maximian mit Hilfe der in Agaunum stationierten, thebäischen Legion mit Stumpf und Stiel wieder ausgerottet werden. Aber die Lehre des Nazareners, der da sprach: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, hatte bereits in einer solchen Weise die Herzen dieser sonst so wilden Krieger erfaßt, daß sie sich weigerten, ihre Gesinnungsbrüder zu töten und lieber selbst ihr Leben ließen, als es um des Glaubens willen Andern zu nehmen. Nun wendete man gegen sie das der alten Welt wohlbekannte, furchtbare Disziplinarmittel der Dezimierung an. Auf einem Felde bei Agaunum, dem spätern St. Moritz im Unterwallis, wurde die ungehorsame Legion in Reih und Glied gestellt, abgezählt und je den zehnten Mann traf das Todeslos. Aber diese römischen Krieger, die ohne Widerrede Verschanzungen erstürmt und Stadtmauern erklommen hätten, blieben standhaft und weigerten sich, gegen ihre Glaubensgenossen das Schwert zu ziehen. Ihr Anführer, Mauritius, feuerte sie an, dem kaiserlichen Blutbefehle zu trotzen und lieber das

Schwerste zu erdulden, als von Christus abzufallen. Bespritzt vom Blute der ihm durch Henkershand entrissenen Treuen, rief er voll Begeisterung: „Wie sollte ich mich auch nur einen Augenblick bedenken, denen zu folgen, deren mutvolle Standhaftigkeit ich mit ganzer Seele bewundere!"

Eine zweite Dezimierung durch die römischen Schergen hatte keinen bessern Erfolg. Mit Einmut wiesen die wackern Krieger des Kaisers Ansinnen zurück. Wie leicht wäre es ihnen gewesen, sich ihrer Henker mit Gewalt zu entledigen, aber sie wollten lieber sterben als ihre Hände mit dem Blut ihrer Glaubensbrüder beflecken. Der Pannerträger, Exuperius, ergriff die Legionsfahne, schwang sie über der todesmutigen Schaar und rief: „Krieger! Werft sie von euch, eure Waffen und Schilde. Zeigets den Dienern des Kaisers, daß ihr keiner Aneiferung zum Kampfe bedürft, um für euern Gott zu sterben. Zeigets den Heiden, daß wir unserm Gott nicht mit blutigen Opfern, sondern mit Ergebung in seinen göttlichen Willen und den Glauben an ihn dienen und den Tod nicht fürchten." Schnaubend vor Wut befahl nun Kaiser Maximian, die Legion zu umzingeln und niederzuhauen. Da sanken nun ins grüne Gras von Schwerthieben zu Tode getroffen der tapfere Anführer Mauritius, an seiner Seite die blutbespritzte Fahne im Arme der heldenmütige Exuperius und hunderte von tapfern Kriegern mit ihnen. Das Gras der Wiesen von Agaunum krümmte sich unter dem dahinrieselnden Blute, die Toten und Verstümmelten lagen umher wie nach einer Schlacht, die Schwerter der Henker und Schergen troffen von Blut und die beschneiten Gipfel der Berge blickten ernst und schweigend hernieder auf das Blutfeld der christlichen Glaubensmärtyrer, welche der Fanatismus der größten Christenverfolger, Maximian und Diocletian, in so schauerlicher Weise am 22. September des Jahres 302 nach Christo geopfert hatte. Die fromme Sage läßt jedoch nicht alle sterben. Sie erzählt uns von Verwundeten, die für tot gehalten wurden und sich retten und flüchten konnten. Einer namens Felix kam mit seiner Schwester Re-

gula nach Zürich, ein Urs und Viktor nach Solothurn, welche Städte noch heute von ihnen zeugen. Der thebäischen Legion zu Ehren gründete Theodorus, Bischof von Octodurum, zu Agaunum die erste Kirche, Sigismund, ein Sohn des burgundischen Königs Gundobald 1515 zum Andenken an den Märtyrer Mauritius und seine gottergebene Legion das Kloster St. Moritz, das schnell zu hoher Blüte gelangte. Mauritius und seine Mit-Märtyrer wurden vielfach zu Schutzheiligen von Kirchen gewählt, ja auch die Täler der benachbarten Saane und Siebne wiederhallten vom Ruhmesklange dieser Gottesstreiter. So geht der Same des Guten auf, wenn er auf fruchtbaren Boden fällt, treibt Wurzeln, Stamm und Zweige, die fortwachsen und Früchte tragen durch endlose Zeiten hindurch. Ein gutes Wort gleicht dem Tautropfen, der vom Himmel fällt; er befruchtet, wo er hinfällt und das gute Wort ist ein Keimling in einem empfänglichen Herzen. Die dem Blutbad entronnenen Glaubensboten, gefestigt in ihrer Ueberzeugung und Liebe zum Herrn, flohen überall hin, verbargen sich vor den römischen Häschern in den entlegenen Tälern und wurden dort zu Verkündigern des Evangeliums. Ja, einige von ihnen hatten im Zauberland Aegypten auch Gelegenheit gefunden, Vieles zu sehen und vieles zu lernen, das im Abendlande nicht bekannt war und wurden dann nicht selten um ihres Glaubens und ihrer Künste willen vom Volke als Heilige verehrt.

II.

Das wiederaufgebaute Aventicum stand in Pracht und Glanz. Seine herrlichen Villen, Blumengärten, Landhäuser, Schattenalleen und harzduftigen, mit Laubgebüschen untermischten, von verschlungenen Wegen durchzogenen Lustwäldchen dehnten sich bis an den See von Avenches, der an Lieblichkeit und ländlicher Schönheit von den zurückgekehrten Helvetiern, welche, 9000 an der Zahl, unter dem römischen Feldherrn Titus an der furchtbaren Erstürmung Jerusalems, die über eine Million von Menschenleben kostete, teil

genommen hatten, der frappanten Aehnlichkeit wegen, so gerne See Genezaret genannt wurde. Weithin glänzten die stolzen Türme der Stadt über die von Straßen mit Meilensteinen durchzogene, fruchtbare Ebene, dem Galiläa Helvetiens, hin. Aus Dankbarkeit für das hohe Ansehen und die Achtung, welche sein Vater Sabinus, römischer Generaleinnehmer, in der helvetischen Hauptstadt daselbst erfahren hatte, schmückte Kaiser Vespasian seinen Geburtsort Aventicum mit prachtvollen Tempeln, Marmorpalästen und Luxusbauten, von deren Schönheit und architektonischer Kunst noch heute die in den Museen aufbewahrten Ueberreste der Mosaikböden der Säle und Zimmer der römischen Aristokratie, sowie die Kapitäle der Säulen der Hallen Zeugnis reden. Aventicum war zur Zeit Vespasians, Titus, Trajans und seiner nächsten Nachfolger nicht bloß eine Provinzialhauptstadt. Es war eine Weltstadt, in der sich neben Römern auch Gallier, Hiberner, Lusitanier, Asiaten und Afrikaner als Gewerbsleute herumtrieben. Aventicum besaß eine Akademie, an welcher die schönen Wissenschaften, Litteratur und Beredsamkeit, das Recht und die Arzneikunde gelehrt wurden. Griechische Kunst und Wissenschaft, sowie Künstler ersten Ranges blühten so in dieser Krone des helvetischen Landes, daß Aventicum gar wohl für eine griechische Kolonie angesehen werden konnte. Denkmäler zum Andenken verdienter und berühmter Professoren und Standbilder der Kaiser Vespasian und Titus zierten die Stadt und zeugten von dem idealen Sinn und der Bildung der Bewohner, die sich auch in den vielen von attischer Feinheit gewürzten Inschriften erkennen ließ. Handel und Verkehr der großen Stadt waren sehr ausgedehnt und für die Zusammenkünfte der Kaufleute gabs sogar zwei eigens dafür erstellte Paläste und von dem weitberühmten Rechtsgelehrten Aurelius Respectus zeugte noch eine in Versoix am Genfersee gefundene Inschrift. Die Stadt besaß einen Rat, war ganz nach Art der römischen Städte eingerichtet, war Sitz vieler vornehmer Glieder der römischen Aristokratie, besaß ein prächtiges

Amphitheater, einen Zirkus und lebte herrlich und in Freuden, bis übertriebene Verfeinerung und sittliche Verdorbenheit sie für den Sturm reif machte, mit dem ihre Herrlichkeit für immer zu Grunde ging. Dieser Sturm war jedoch kein urplötzlicher. Er kam von allen Seiten bald rasch, bald langsam, bald tosend und brausend, bald sengend und brennend, bald eisig kalt und mitunter stoßweise Alles zu Boden stürzend, was sich ihm in den Weg stellte. Es war ein wahrer Völkerwirbelwind, der ganz Europa durchfegte, die Völker aufrüttelte aus träger Ruh und an den Grenzwällen des römischen Reiches die Türen einbrach. Dieser Völkerwanderungssturm, der einem getriebenen Eisenkeil gleich das Weltreich der Römer in zwei Teile spaltete und zuletzt vernichtete, wurde auch für die Städte Helvetiens und ganz besonders für die schöne Hauptstadt Aventicum verhängnisvoll. Sie sank schon im ersten Ansturm beim Einbruch der Allemannen, angeblich ums Jahr 264 nach Christo. Diese nordischen Barbaren kamen auf ihren schnellen Pferden wie der Blitz daher, raubten, plünderten und zerstörten mit schonungsloser Wut. Alles Römische war ihnen ein Greuel und was sie noch am meisten haßten, das waren die Städte. Aventicum wurde niedergebrannt und vermochte sich während den Stürmen der Völkerwanderung nie mehr zum alten Glanze zu erheben. Zweihundert Jahre später wurde die Stadt von den Hunnen abermals zerstört und sank von da an immer tiefer. Heute ist sie noch unter dem Namen Avenches ein unbedeutendes Landstädtchen, das kaum den zehnten Teil der ehemaligen Ausdehnung von Aventicum hat. Zu dieser Zeit, da die schöne Stadt in Asche sank, war das römische Reich ein zerrütteter, fast machtloser Staatskörper. Wie Eintagsfliegen erschienen in dieser moralisch verkommenen Zeit die Kaiser auf dem römischen Tron und verschwanden wieder, je nachdem die Gunst der sogenannten Prätorianer oder Leibwachen sie ein- oder abzusetzen beliebte. Wer das verlotterte Volk mit Festen und Zirkusspielen zu födern und die Soldaten mit Geld zu bestechen wußte, der blieb, wers nicht tat, den

räumten oft nach wenigen Tagen der Tronbesteigung Gift und Dolch wieder aus dem Wege. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die nordischen Völker an dem morschen Bau zu rütteln anfingen, bis er endlich zusammenbrach. Zwar versuchten die Römer unter dem Kaiser Gallienus und teils mit Erfolg, die Alemannen zurückzutreiben. Ihre Scharen waren bereits bis an den Thunersee vorgedrungen und rauchende Dörfer und verheerte Gegenden bezeichneten ihren Weg. Hier wurden sie von den römischen Legionen auseinandergesprengt und getrennt. Die einen flohen das Tal der Aare hinunter und die andern wurden den oberländischen Tälern zugetrieben und so gelangten einzelne, abgetrennte Scharen, denen der Rückweg verrammelt war, dem Laufe des Talflusses folgend bis hinauf an das Gebirge, dessen Eiskolosse die römische Provinz des Wallis vom Tal der Sieben trennte. Den furchtbaren Kriegsstürmen suchten aber auch die bereits angesiedelten Bewohner der Ebene zu entfliehen. Das brennende Aventicum, die rauchenden Dörfer der ausgeraubten Gegenden entleerten sich und wer irgendwie konnte, suchte Schutz mit Weib und Kind in den abgelegenen Tälern. So erhielt durch diesen gewaltigen Völkersturm, dem unaufhörlich andere folgten, schon zu dieser Zeit das Siebental seine ersten mit andern Stammesgenossen gemischten alemannischen Bewohner, die angelockt durch den lieblich grünen Talschoß, die dunkeln Wälder und die schön geschnittenen Berge, sich dort bleibend niederließen. Sie trieben Viehzucht, bauten sich Wohnungen und Ställe an den grasigen Halden, umzäunten sie mit einem Holzgehäge und das abgelegene Land, das niemand ansprach, blieb als sogen. Allmend Gemeingut für Alle. Die einen hatten schon von einem Christus gehört und dienten ihm in der einfachsten und schlichtesten Weise, die andern, die den weitaus größten Teil der noch kleinen Bevölkerung ausmachten, waren Heiden und opferten ihren Götzen in Hainen und unter mächtigen Bäumen der Ueberlieferung ihrer Stammesvorväter gemäß.

III.

Es war im Spätherbst des Jahres 303, da erschien im hochgelegenen Tal am Fuße des gewaltigen schneegekrönten Alprists ein Mann mit herabhängendem, schwarzem Bart, schwarzen Haaren und dunkeln Augen. Es war eine schön gewachsene, hochaufragende, prächtige Gestalt. Des Mannes Haltung und Gang war stramm und gemessen. Ueber seinen Kleidern trug er einen weiten, grauen, wollenen Mantel, auf dem Kopfe saß ihm ein schmalkrämpiger, zugespitzter Hut, hohe Riemenschuhe bekleideten seine Füße, an seiner Seite hing ihm ein kurzes Schwert und als Stock diente ihm ein langer Spieß. Forschend blickte der Mann umher. Er schien des Weges unkundig zu sein und suchte sich einen Ausweg aus der waldbewachsenen Schlucht, die vom schneebedeckten Alprist ins Tal herunter hing. Er mußte über die Berge gekommen und fremd sein, oder sollte er vielleicht kein gutes Gewissen haben, denn er blickte scheu um sich und wagte kaum die beiden Männer anzureden, die hoch oben in der Schlucht, wo sich diese zu einem kleinen Tal ausweitet, Holz fällten. Fremd klang seine Sprache und seine volltönende Rede. Keiner von beiden verstand ihn. Doch dem ältern der beiden Männer kam es vor, als hätte er diese Sprache im Tal unten schon gehört. Da bereits der Abend sich auf Wald und Flur zu senken begann und die Spitze des Alprists mit Sonnengold überwoben dastand, so dachten die beiden Holzfäller an die Heimkehr und winkten dem Fremden, ihnen zu folgen. Als sie ins Tal herabgestiegen waren und dort die ersten Hütten erblickten, sank der Fremde auf die Knie, hob die Arme empor, faltete die Hände, in denen er ein kleines, eisernes Kreuz bewegte, und sprach, die Augen zum Himmel empor gerichtet, einige für sie unverständliche Worte voll feuriger Erregtheit. Wahrscheinlich hatte der Mann zu irgend einem Gott gebetet, aber sie waren Heiden und kannten seinen Gott nicht. Sie führten ihn zu der Hütte des Alpinius, des Helvetiers aus Aventicum, der des Fremden Sprache verstand. *) Der Fremde senkte seinen

*) Er hatte sie von seinem Vater erlernt, der lateinisch sprach und beim Brande von Aventicum mit Andern nach diesem Tale geflohen war.

Spieß und bat um Schutz und Obdach, sagend, er bringe einen Gott mit, der Wunder und Zeichen tue und das ihm erwiesene Gute vergelten werde, sechzigfältig und hundertfältig. Alpinius, ein junger Mann, hatte auch schon von einem Gotte gehört, der mächtiger sei, als alle andern Götter; er nahm den Fremdling auf und gab ihm Herberge in seiner Hütte. Als der fremde Mann sah, daß er hier vor Verfolgungen sicher war, entschloß er sich zum Dableiben und lohnte seinen Wohltäter mit hunderterlei Diensten. Auch die Nachbarn des Alpinius kamen herbei und bewunderten den ehrwürdigen Fremdling, der so viele Dinge wußte und kannte, von denen sie in ihrer Bergeinsamkeit nie etwas gehört hatten. Eines Abends, als sie in der Hütte des Helvetiers beieinander saßen, es mochte ungefähr ein Jahr oder mehr nach der Zeit sein, als der Fremde vom Wallis her in das schöne grüne Tal gekommen war, begann er nun in der einfachen Sprache der Talbewohner, die er inzwischen auch sprechen gelernt hatte, von dem wunderbaren Lande zu erzählen, durch das der Nilstrom fließt. Er schilderte ihnen die Weltstadt Theben, ihre Größe und Schönheit, ihre Tempel, Obelisken, Götterbilder und Sphinxe. Aber wie erstaunten sie erst, als er ihnen von den bergegleichen Pyramiden erzählte, an denen tausende von Menschen Jahrzehnte lang gearbeitet hatten, und von den stolzen Königen, deren Särge darin geborgen waren. Nie wurde ihnen bei diesen Zusammenkünften die Zeit lang; immer wußte der fremde, freundliche Mann sie mit neuen Wundern des ägyptischen Landes zu unterhalten. Mit Grausen hörten sie ihn berichten über die unterirdische Totenstadt, über das Einbalsamieren der Leiber, das Totengericht über die abgeschiedenen Seelen in der Unterwelt und die Reinigung der Seelenwanderung von Tier zu Tier nach dem Glauben dieser Heiden. Er gab ihnen Aufschluß über die wunderbaren Ueberschwemmungen des Nil, die nur von den Priestern verstandene Hieroglyphenschrift, die Werkzeuge und Kunstgegenstände der ältesten Aegypter. Aber er erzählte ihnen

auch von der ungeheuren Macht und Größe des römischen Reichs, der riesigen Stadt Rom und von ihren Kriegen und Soldaten. Aber hie und da ließ er die noch im Götzendienst und in der Unwissenheit versunkenen Ansiedler auch ein wenig fühlen, wie hoch er über ihnen stehe und vieler Dinge Meister sei, die sie weder verstehen noch enträtseln, bloß bestaunen und bewundern konnten. Aus Anerkennung für seine Dienstfertigkeit halfen sie nun auch ihm eine Hütte bauen und stellten sie mitten ins Tal, damit er, weil sie ihn gern hatten, aller Nachbar sei. Er baute aber daneben noch ein anderes kleines Häuschen mit einem spitzen Dach und setzte mitten auf die First ein hölzernes Kreuz. Das Häuschen hatte nur eine kleine, niedrige Eingangstür, die sich nur öffnete, wenn der fremde Mann tief gebückt hineinging, um dort vor einem größern, von ihm aufgerichteten Kreuze zu beten. Das ist sein Göttertempel, sagten die Leute, aber sie wußten nicht, welchem Gott er diente. Denn in ihren Hainen pflegte er nie zu opfern und an den Tagen, wo sie ihre Götter verehrten, blieb er zu Hause und fürchtete sich nicht vor deren Zorn. Da der fromme Mann, der täglich vor seinem Kreuze kniend betete, ihre Götter weder verehrte noch fürchtete, so mußte er, so vermuteten sie, einen Gott kennen, der mächtiger war als alle ihre Götter; aber Achtung und Furcht vor dem Manne, der mehr zu kennen und selbst mächtiger zu sein schien als ihre Götter, hielt sie ab, nach seinem Gotte zu fragen und niemand hätte es gewagt, nach seiner Herkunft zu fragen. War er ein Aegypter? War er ein Römer? War er vielleicht vor den Schrecken des Krieges geflohen, wie sie, wer konnte es wissen? Vielleicht war er eine mächtige Gottheit, die in Menschengestalt unter ihnen erschienen war, um sie zu prüfen oder auch zu strafen; denn er schien Mißfallen zu haben an ihren Opfergängen und Götzenfesten in den grünen Hainen, wo es oft sehr ungöttlich zuging. Wäre er nicht ein Liebling der Götter, wie könnte er so vieles wissen und warum fiel er nicht auch auf die Knie und erbebte, wenn ihr Donner durch die Wolken

fuhr und Blitze zur Erde schleuderte? So ging ein Wähnen und Erwägen durch das Volk, aber laut wurde es nicht. Ein kleines, eisernes oder bronzenes Kreuz trug der Mann immer bei sich. Dieses mußte ihm ein Gott gegeben haben zum Schutze gegen alles Böse, denn nie war der Mann krank. Was er pflanzte, gedieh ausgezeichnet, gegen den Blitz schützte ihn das hölzerne Kreuz auf dem Dache seiner Kapelle. Kein Dieb wagte sich seiner Klause zu nahen. Seine Sprache glich dem fernen Donnerrollen, wenn er im Eifer sprach; auch fürchtete er sich nicht vor bösen Geistern. War er nicht ein Gott in Menschengestalt, so mußte er doch der Bevorzugte eines mächtigen Gottes sein, dessen Rache durch die Beleidigung des fremden Gastes niemand auf sich zu laden wagte. Doch der rätselhafte Fremdling sollte noch mehr in der Achtung des Volkes steigen. Einmal in einer stockfinstern Regennacht kam lange nach der Mitternachtsstunde ein Mann an der Zelle des Klausners vorbei und sah in der Kapelle etwas wie ein Feuer glimmen. Er fürchtete, es könnte das Häuschen in Gefahr stehen und weckte den Bewohner. Doch er gab ihm mit aller Seelenruhe zur Antwort: Geh' nur deine Wege, guter Freund! Du sahst das Licht des Gottes, der mich beschützt. Also ward es offenkundig unter den Heidengläubigen im Tale, der fremde Mann stand unter dem Schutze eines besondern Gottes.

Zur Sommerszeit sammelte der Fremde Wurzeln und Pflanzen auf den Alpen, in den Wäldern, auf dem Feld und im Gesträuch. Mehrere davon, die ihm besonders wichtig schienen, verpflanzte er in das kleine Gärtchen, das an seine Zelle stieß. Niemand kannte diese Pflanzen, niemand den Zweck, um dessenwillen sie da waren. Man bewunderte sie und erfreute sich an ihrer Schönheit und ihrem Dufte, das war alles. Da begab es sich, daß der Helvetier Alpinius krank wurde. Arzt war keiner da. Man rief die Götter an, denn der Helvetier war ein gar wackrer Mann, den Jedermann lieb hatte. Die heidnischen Götter aber blieben taub, rochen nicht den Opferduft, erhörten die Gebete nicht und

der Helvetier wurde immer kränker. Da sprach der Mann, der das Licht in der Kapelle gesehen hatte: Der Gott des fremden Klausners ist ein starker Gott, wir wollen hingehen und den Fremden bitten, daß er ihn anrufe und helfe. Der Gerufene kam, besah den Kranken, zog sein kleines, metallenes Kreuz hervor, hielt es wie zum Küssen an den Mund und murmelte einige für die Umstehenden unbekannte Worte. Es mußte wohl ein Gebet zu dem unbekannten Gotte sein. Hierauf wickelte er aus Blättern eine Wurzel heraus, befahl, sie in Wasser abzukochen und den Absud dem Kranken zu reichen. Es geschah und nach drei Tagen konnte der Kranke wieder aufstehen und wurde gesund. Von da an glaubte man an den fremden Mann und selten verging ein Tag, an dem nicht ein Kranker bei ihm Heilung suchte und fand. Nenne uns deinen Gott, damit wir auch an ihn glauben und ihm unter den grünen Bäumen opfern, baten die Leute, aber er entgegnete ihnen: Geht, liebe Leute, die Zeit ist noch nicht da. Ihr seid mit Blindheit geschlagen und eure Augen müssen zuerst geöffnet werden. Diese Worte waren ihnen wieder ein Rätsel, sie tönten in ihren Ohren wie Windesrauschen im Walde, wie das Erzittern der Blätter in den mächtigen Ahornbäumen, wie das Flüstern des Schilfrohrs an der rauschenden Siebne. Ihre Augen sahen ja den blauen Himmel, die hinwandelnden Sterne, die schwebenden Wolken, den schwarzen Wald, die beschneiten Berge, die beblümte Flur und doch sollten sie mit Blindheit geschlagen sein und ihre Augen erst noch aufgehen. Stieg der Mann zu Berg, so nahm er stets seinen Spieß und sein Schwert mit. Es gab wilde Tiere die Menge, gegen die man sich zur Wehre setzen mußte. Einmal brachte er an seinem Spieß einen mächtigen Wildeber, dessen Zunge zwischen den langen Hauern heraushing. Die Leute sahens mit Grausen und sprachen: Des Mannes Gott ist ein starker Gott. Wegen seiner Hülfe in Krankheitsfällen brachte man ihm reiche Geschenke. Er wies sie ab und sagte: Wer arbeitet, hat immer zu essen, wollt ihr mir aber etwas geben, so gebt mir

ein Stück Land, damit ich euch zeigen kann, wie man in fremden Ländern arbeitet und pflanzt. Nun schenkte man ihm ein schönes Stück Wiesenland, das an seiner Klause lag. Dies teilte er in drei Teile, machte aus dem einen Teil einen Gemüsegarten, aus dem zweiten eine kleine Wiese und im dritten, dem seiner Zelle am nächsten gelegenen, legte er einen Obstgarten an und zog aus Samen Aepfel- und Kirschbäume, die unter seiner sorgsamen Pflege wohl gediehen und Früchte trugen, daß den Leuten das Herz im Leibe lachte, wenn sie die lieblichen, farbigen Früchte im grünen Laube glänzen sahen. Schüchtern nur wagten sie den Pilgrim nachzuahmen, aus Furcht, als könnten sie ihre Götter erzürnen. Aber wie erstaunten sie erst, als er ihnen die köstlichen Früchte zu kosten gab und sie über deren Verwendung belehrte. Der Mann ist ein Zauberer, sagten einige und fingen an, ihn zu fürchten. Nein, meinten andere, er dient einem starken Gotte, dessen Altar ein Kreuz ist. Hier betet er jeden Abend, jeden Morgen und auch jedes Mal, wenn er einem Kranken helfen soll. Da drangen die Leute neuerdings in ihn und baten ihn, ihnen doch seinen Gott zu nennen, damit sie ihm Altäre bauen, heilige Haine pflanzen, Steinbilder aufrichten und ihm auch opfern könnten. Noch ist die Zeit nicht da, gab er zur Antwort und schwieg. Da glaubten sie, er wolle ihnen mit Absicht eine gnädige Gottheit vorenthalten, zürnten ihm und dachten auf Mittel, ihm sein Geheimnis abzulauschen; nur die Furcht, er könnte mit bösen Geistern im Bunde stehen, hielt sie ab, gewaltsam auf ihn einzudringen.

Da kam ein neues Ereignis: In des Klausners Nähe wohnte ein Heide namens Riffle, dessen Götzenbild nahe am Wege stand und wegen seiner Häßlichkeit den frommen Klausner nicht wenig ärgerte. Der faule, klotzige, plumpe und dicke Mann, der alle Arbeit haßte, wurde krank und mochte nicht essen. Desto eifriger aber lag er vor seinem Götzen auf den Knien und bestürmte ihn, zu helfen, aber der Götze war taub und sandte ihm statt Hülfe schlaf-

lose Nächte oder Nächte mit schweren Träumen und Beängstigungen vor dem Tode. Der kam auch zur Zelle und begehrte Hülfe. Warum helfen dir die Götter nicht? fragte ihn fast zornig der Klausner. Ich habe sie erzürnt und weiß nicht wie ich sie versöhnen kann, hilf du mir, heiliger Mann, bat der Heide. Meinst du denn, ich sei stärker als dein Götze? Dein Steingott ist Stein und bleibt Stein. Lob ihn, schmähe ihn, schlage ihn, er bleibt Stein und du stirbst, denn der Tod steht auf drei Schritte vor deiner Hütte. Nun wurde dem Heiden Angst und Todesblässe stand in seinem Gesichte. Frommer Mann, bat er, hilf mir, mach mich gesund und lehre mich deine Götter verehren. Nur einer ist, der dir helfen kann, sprach fest und ernst der Klausner, glaube an ihn und du sollst gesund werden. Es war dies das erste Mal, daß der Fremde einen leisen Angriff auf das Heidentum und den Götzendienst wagte. Daß die Zeit dazu noch nicht da war, sollte er bald erfahren, der Boden war noch nicht locker genug, das wilde Gestrüpp des Heidentums schoß noch zu üppig empor, der Feind, der umher ging, um Unkraut unter den guten Samen auszustreuen, war noch zu mächtig. Zu dem Heiden Riffle aber sprach der Klausner: Ich werde meinen Gott für dich bitten. Deine Krankheit ist schwer, tu' pünktlich, was ich dir sage, handelst du anders, dann wehe dir! Hinten im Tal, wo das Gebirg in Eis und Schnee sich absenkt, steht am Fuß desselben eine Felswand, aus der sieben Quellen fließen. Zu diesen sieben Quellen mußt du sieben Tage nacheinander wandern, jeden Tag von allen sieben Quellen trinken und darfst während der Reise keinen Bissen essen. Hast dies vollbracht, so komm wieder, damit dir weiter geholfen werden mag. Der Klausner wußte wohl, was dem Manne fehlte und von dessen Kur erhoffte er einen ersten, erfolgreichen Schritt für das schöne, göttliche Ziel, das er sich mit diesem Volke gesetzt hatte. Der Mann gehorchte. Aber wie schwer ward ihm am ersten Tage die Reise. Mit dem ersten Strahle der frühen Sommermorgensonne hatte er sie begonnen und schweißtriefend, nachdem

er unzählige Male am Wege hatte niedersitzen müssen, kam er erst gegen Mitternacht nach Hause zurück. Aber schon in dieser ersten Nacht hatte er schlafen können. Das gab ihm Mut und Glauben und seine Todesfurcht tat das übrige.

Am zweiten Tage ging es schon ein wenig besser und am siebenten brachte ihm die Reise keine sonderliche Beschwerde mehr und dankerfüllt meldete er sich schon sichtlich abgemagert beim Klausner und sprach: Dein Gott hat mir geholfen, was soll ich dir nun geben? Noch ist deine Kur nicht vollendet, erwiderte der Klausner, noch drei mal sieben Tage mußt du hingehen und Wasser trinken, dann wird dein Schlaf so ruhig und sanft sein, wie die Nacht des Todes und Essen und Trinken und Arbeit werden dir schmecken, wie der Tau des Himmels den Blumen im Felde. Hast du's getan, so schlage deinem Götzen, der dir nicht helfen konnte, den Kopf ab. — Die erste Forderung erfüllte Riffle willig und genau und mit dem besten Erfolge für seine Gesundheit, die zweite vollzog er nur zögernd und nicht ohne Furcht. Aber kaum hatte ers vollbracht, so erfaßten ihn Grausen und Reue und er ging hin und erhängte sich. Wie ein Sturmwind, der zuerst leise anhebt, dann stärker wird und stoßweise die Felder fegt, die Wipfel der Bäume biegt, Laub, Gras und Stroh im Kreis herumwirbelt, dann zu brüllen anfängt und endlich unaufhaltsam aus allen Schlüften und Schratten hervorbricht, Bäume entwurzelt, Hütten und Heuschober umstürzt, wandelnde Menschen und Tiere umwirft und die vor Furcht kreischenden Vögel ihren Schlupfwinkeln zutreibt: So brach der Sturm gegen den fremden Zauberer los, der es gewagt hatte, die Götter des Volks zu verhöhnen. Der verstümmelte Gott, den der Heide auf des Klausners Geheiß kopflos gemacht, hatte sich gerächt, der Fluch des begangenen Frevels trieb den Uebeltäter in den Tod. Sollen wir warten, sprachen die Verwandten des Erhängten, bis der Zauberer auch uns zu gleichem Frevel anreizt und unsere Götter uns dann strafend vernichten? So blies der entfesselte Sturmwind der Entrüstung, von Gehöfte zu Gehöfte fortwachsend und

immer wilder werdend. Drohender ballten sich die Fäuste, lauter klirrten die Streitäxte und Schwerter, schrankenloser tobte der Zorn und Tod, Tod und Vernichtung dem Götzenschänder — hallte es von den Felswänden zurück. Wie ein Waldstrom nach einem Gewitter wuchs die Gefahr, ein Augenblick noch und das Verderben war da. In der Nacht, die dem Sturme vorausging, gelang es dem Helvetier Alpinius, den Fremden zu warnen und ihm zur Flucht zu verhelfen. Nicht daß der Klausner sich vor dem Tode gescheut hätte, furchtlos und unverzagt hatte er ja schon mehr als einmal ihm ins Auge geschaut. Aber sollte er nun einer begangenen Unklugheit wegen sein Leben preisgeben und durch seinen Tod unmöglich machen, was er sich als edles und erhabenes Ziel gesetzt hatte? Zu früh hatte er seinen Samen in den noch verwilderten Boden der heidnischen Herzen ausstreuen wollen, das sah er nun wohl ein. Wenn er aber jetzt freiwillig in den Tod ging, war nicht sein verfehlter Versuch eine Stärkung des Heidentums, das er auszurotten gedachte, statt dessen Erschütterung? Seine Aufgabe, die er im Dienste seines Gottes zu erfüllen hatte, war noch ungelöst, darum floh er hinauf in das einsame Alpristthal und kroch in eine einsam stehende Hütte, wo ihn der Helvetier aus Aventicum des nachts mit Speise versorgte. Der Tag, der dieser Fluchtnacht folgte, war der Tag der Rache. Da das zusammengerottete Volk den Uebeltäter nicht fand, so verbrannte es dessen Hüte und Kapelle und verheerte seine Gehöfte, so daß kaum eine Spur vom Platze zu finden war, wo des Klausners Zelle gestanden hatte. Dem enthaupteten Götzen wurde der steinerne Kopf wieder aufgesetzt und mit Opfern und Gebeten in den grünen Hainen suchte man die erzürnten Götter für die begangene Freveltat des Riffle wieder zu versöhnen.

— — — — — — — — —

Es mochte ungefähr ein Jahr verstrichen sein, seitdem der Fremde verschollen war. Der Götzendienst der Bewohner am Alprist und am Reulissenberg blühte üppiger als je. Stürme rütteln auf zum Bösen wie zum Guten. Der Gott

des Fremden hatte ihnen ihre Götter rauben, ihre Religion gefährden und sie alle ins Unglück stürzen wollen. Wie gut wars, daß man die Brutstätte des Unglaubens vernichtet und den Sendboten der Versuchung vertrieben hatte. Niemand durfte mehr ein gutes Wort von dem fremden Klausner reden, dem man im blinden Glauben an seine Künste eine Hütte gebaut und ihn mit Gütern beschenkt hatte. Selbst der Helvetier von Aventicum wagte mit Absicht nicht den Namen des Fremden auszusprechen, er hätte sich verraten und dadurch seine Hilfeleistung gefährden können. Im Stillen aber glaubte er an ihn und sorgte dafür, daß er in seinem Bergstübchen nicht fror und nicht Not litt. Die Gefahr, daselbst entdeckt zu werden, war so gut als ausgeschlossen, abgelegene einsame Hütten und Gehöfte waren nach dem Volksglauben die Wohnstätten böser Geister und wurden ängstlich gemieden. Es nahte die Zeit der Herbst-Tag- und -Nachtgleiche. Nach einem stillen, lieblichen Sommer trat rasch eine Witterungsänderung ein. Ein rauher, kalter Wind rüttelte die gewaltigen Ahornbäume des Tals und die dürren, braunen Spiegelblätter flogen in der Luft umher gleich einem Schwarm von Goldammern, die sich vor dem Sturme flüchten. Bis zu den Wohnungen der Menschen ins Tal herab senkte sich der frische, kalte Schnee, den die Winde dem Wanderer so scharf und schneidig ins Gesicht bliesen, als ob es von Dornen geritzt würde. Von den Aesten der Bäume hingen die Eisnadeln herunter und das Gras der Matten lag da rauschend, hart und glitzerig, als ob es über Nacht Borsten bekommen hätte. Das rauhe, kalte Wetter, das der Sommerhitze gefolgt war, dauerte zwar kaum eine Woche, aber es hatte Folgen. Langsam Gehöfte um Gehöfte erobernd kroch das Tal herauf wie ein Wurm, der sich bald sichtbar fortwindet, bald aber unsichtbar unter Laub und Gras dahinschleicht, eine giftige Seuche. Es war eine Halskrankheit, die innert drei bis vier Tagen den Tod herbeiführte und namentlich den Kindern sehr gefährlich wurde. Sie griff die Leute mit einem Schüttelfrost an, der Hals fing

an aufzuschwellen und braun zu werden. Eine namenlose Angst ergriff die Leute, zuletzt konnten sie nicht mehr atmen, wurden bleifarbig blau und mit Ersticken trat der Tod an sie heran. Niemand wußte ein Heilmittel anzugeben. Man versuchte eigentlich auch keines, wars ja eine Strafe der Götter. Man warf sich vor ihnen nieder, bat und flehte, opferte und lag Tag und Nacht auf den Knien. Nichts half. Wer am meisten bat und flehte und sich am tollsten geberdete, wurde am ersten dahingerafft. Da rief, als die Verzweiflung den ganzen Stamm ergriffen hatte, der Helvetier von Aventicum: Unsere Götter sind taub, sie helfen uns nicht, können uns nicht helfen. Ists nicht vielleicht die Strafe des Gottes des Fremden, dessen Heiligtum wir so schnöde vernichtet haben? Mit sichtlicher Angst vernahmen die Leute die Worte des Alpinius. Wieder kam über sie die Furcht vor einem fremden übermächtigen Gott, den sie nicht kannten. Auf, den Fremdling zu suchen, riefen Alle angsterfüllt. Wird er aber wieder kommen, wenn er noch lebt, und wird er uns helfen, wenn er sieht, wie wir ihm die Kapelle seines Gottes zerstört haben? sprach mit ernstem Tone der Helvetier. Das stand zu befürchten und beunruhigte die schon aufgeregten Gemüter; aber weit mehr noch quälte sie die Furcht, der Fremde möchte tot oder in ein fremdes Land geflohen sein und ihre Reue zu spät kommen. Der Glaube an ihre Götter war im Schwanken. Da, im Augenblick der größten Not, als beinahe die Hälfte der Leute der heimtückischen Krankheit erlegen waren, erschien der Klausner, als wenn er vom Himmel gefallen wäre, wieder im Tal. Sein Gott hatte ihn hergetragen, ihn vielleicht auf einer Wolke herabgesenkt. Sein unerwartetes, urplötzliches Erscheinen — man hatte ihn ja nicht gefunden — mußte ein Wunder seines Gottes sein. Man warf sich vor ihm nieder, bat ihn um Verzeihung, bat ihn um Hilfe und versprach ihm alles zu ersetzen, zehnfach, hundertfach, was man ihm zerstört hatte. Da sprach der Mann zum Volke: Sind euere Götter machtlos, wie soll ich nun helfen? Das Zeichen meines Gottes, das Kreuz,

ist zerstört. Dem mächtigsten der Götter sind alle Götter untertan.

Hier stirbt dahin Kind, Weib und Mann
Da ist nur Einer, der helfen kann!

Nachdem er so gesprochen hatte, zog er sich zurück zu seinem Freunde Alpinius und begann an den Leuten mit Absud von Alpen-Braunelle, roten Vaccinien, Salbei und andern Kräutern seine Kur. Von Stunde an nahm auch die Seuche ab, Kranke erholten sich und wie sich auch bei den Leuten die Furcht verlor, so blieben die Gesunden vor der Ansteckung bewahrt. Des Fremden Gott hatte geholfen. Nun beeilte man sich, ihm Zelle und Kapelle weit schöner wieder herzustellen, als sie vorher gewesen waren. Auf die Kapelle setzte man ihm ein kleines Türmchen, geziert mit einem Kreuz. Ein solches aus Stein stellte man ihm in die Kapelle und Land und Gärtchen wurden gleichfalls größer und schöner wieder hergerichtet. Als alles fertig war und sie den Fremden versöhnt glaubten, drangen sie wieder in ihn und sprachen: Nun nenne uns Deinen Gott, damit wir ihm zuerst vor unsern Göttern opfern können. Aber gewitzigt durch den Vorfall mit dem dicken Heiden, wollte er sich nicht wieder einer so großen Gefahr aussetzen und sprach: Bevor die Sonne aufgeht, wird der Himmel rot und die Sterne erblassen. Wie die Sonne das erste Gestirn am Himmel ist, so ist mein Gott der erste unter den Göttern. Der Blinde sieht den Weg nicht, den er wandeln soll und wer in der Finsternis wandelt und irre Wege geht, den führt das Irrlicht in den Sumpf des Verderbens. Die Stunde naht, aber noch ist sie nicht da. Doch diese Worte waren ihnen dunkel und noch immer wußten sie nicht, ob ein guter Geist oder ein böser die Schritte des Fremden leite. Trotz aller Hilfe, die der Klausner ihnen angedeihen ließ, sie lehrte, sie warnte, ihnen schlimme und gute Witterung ankündigte, sie die Zeichen des Mondes verstehen ließ, ihre Krankheiten heilte und ihre Streitigkeiten als ein weiser Ratgeber und Richter schlichtete, ein gewisses Mißtrauen gegen ihn war

ihnen seit dem Vorfall mit dem Heiden Riffle doch geblieben. Wenns nicht donnert, so fürchten die Leute den Blitz nicht. Es kamen nun wieder ein par ruhige Jahre. Eine epidemische Krankheit suchte das schöne Tal am grünen Alprist nicht heim. Der Klausner war nun für sie mehr zu einem Lehrer, als zu einem Wundertäter geworden.

Sehr oft reiste er das Tal hinab, blieb wochenlang draußen in der Fremde, aber jedesmal, wenn er zurückkam, brachte er neue Werkzeuge und Hausgeräte mit sich und lehrte seine Nachbaren Korn und Gemüse pflanzen, Gärten anlegen und die neuen Werkzeuge im Interesse der Arbeit zweckmäßig gebrauchen.

Oft begleitete ihn auch der Helvetier auf seinen Ausflügen, ja mitunter brachten sie auch neue Ansiedler mit, denn die Bevölkerung war noch wenig dicht und Raum genug da für fleißige Hände. Trotzdem die Bewohner in dem fremden, frommen Klausner eine ihnen unbekannte, rätselhafte, fast allmächtige Kraft verehrten, so ließen sie doch nicht von ihrem Götzendienst und würden einen neuen gewaltsamen Angriff darauf gerade so gerächt haben, wie das frühere Mal. In Glaubenssachen ist sehr oft das Wunder der beste Prophet. Wie oft schon haben außerordentliche Ereignisse in Stunden bewirkt, was jahrelange Predigten vergeblich versucht hatten. Furcht und Schrecken begleiten den Aberglauben auf seiner schwankenden Bahn.

Es versuchte nun der fromme Mann eine mildere Art. Schon neigte sich seine Lebenssonne dem düstern Horizonte der Todesnacht zu. Auf seinem Scheitel glänzte der Schnee des Alters, seine Kraft, die einst den kurzen Wurfspieß in die Reihe der Feinde schleuderte, als wäre es ein Donnerkeil aus den Wolken, hatte den sehnigen Schwung verloren und seine sonst so gewaltige Stimme, die den Donner übertönte, brach sich oft in der Rede und wurde schwach. Seine Mission aber war noch unerfüllt. Sollte er von hinnen scheiden, ohne wenigstens im Ernste versucht zu haben, seinem Gott einen Altar unter diesen Heiden aufgerichtet zu haben!

Das konnte, das durfte nicht sein. Wie vieles hatte er diese Leute gelehrt, wie vieles verdankten sie ihm und wie liebten sie ihn. Sollte er von ihnen scheiden, ohne sie mit dem einzigen und wahren Gotte bekannt gemacht und ihnen den rohen, unsittlichen Götzendienst als verächtlich und des Menschen unwürdig vor Augen gestellt zu haben? Wie oft hatte er in Aegypten, in Rom und zuletzt auf der Blutwiese in Agaunum dem Tod ins Auge geschaut; sollte er jetzt an Gottes Hülfe verzweifeln, die ihn bis dahin aus allen Gefahren des Lebens errettet hatte? Nein! Jetzt war die Zeit da, den Heiden seinen Gott zu zeigen, jetzt oder nie. Nun fing er an, vor seiner Kapelle zu predigen, jeweil an solchen Tagen, wo kein Götzendienst die Leute abhielt, ihm zuzuhören. Zuerst kamen nur Wenige. Zumeist der Helvetier aus Aventicum und einige neue Ansiedler, denen auch schon ein Strahl vom Lichte des Evangeliums ins Herz gefallen war. Bald kamen aber auch zahlreicher die Heiden. Diese wollten nun wissen, durch welchen Gott er ihre Seuchen und Krankheiten bezwungen und ihren Götzen geschlagen habe. Nicht wißt ihr, gute Leute, so fing der Klausner an, sanft und lieblich, wie der Abendwind durchs Blätterwerk der Bäume streicht, noch nicht wißt ihr, wer ich bin, woher ich komme und welchem Gott ich diene. Grau ist mein Haar, runzlig meine Stirn, gebückt mein Gang, gebrochen meine Kraft, aber die Sonne meines Gottes leuchtet in meiner Brust schöner und unvergänglicher noch als über mir der Glanz der Sterne, das Licht des Mondes und die Strahlen der Sonne. Geboren in Rom, der Beherrscherin der Welt, kam ich nach vielen wechselvollen Schicksalen als Krieger mit den römischen Legionen nach dem Wunderland Aegypten und in die Stadt Theben; ihr wißt es ja, ich habe es euch schon erzählt. Ich war ein Heide, wie ihr, ich betete steinerne Götzenbilder an, die weit größer und schöner geformt waren, als die euren es sind. Da kam übers Meer herüber die Botschaft von dem Gotte zu uns, der Himmel und Erde, das Meer, die Menschen und Tiere,

Sonne, Mond und Sterne und Alles geschaffen hat, was im Himmel oben und unten auf Erden ist. Ich ließ die Götter, die mir nie geholfen haben, und wandte mich zu dem ewigen und einzigen Gotte. Im Wasser des wunderbaren Nil wurde ich getauft und von da an hieß ich Stephanus und diente dem Gotte, der über alle Götter ist. In Palästina, dem Nachbarland Aegyptens, lebte der Sohn dieses Gottes, den armen Menschen vom Himmel gesandt, sie zu erlösen von Sünde und Gewissensqual und vorzubereiten zu einem Leben voll Wonne und Seligkeit, das erst im Himmel oben nach des Menschen Tode beginnt. Christus nannte sich der göttliche Sohn, tat Zeichen und Wunder, heilte Kranke, weckte Tote auf, wählte sich Jünger, die seine Lehre ausbreiten, bis alle Welt sie weiß und durch sie ewig glücklich wird. Aber die Macht der Finsternis, die Geister der Unterwelt, die Trabanten der Hölle, ergriffen die Waffen gegen die Lehre des göttlichen Meisters. Ihre Anhänger wurden verfolgt, verbannt, getötet. Ja selbst die Mächtigen dieser Erde, die Kaiser und Könige der Völker, wüteten mit Feuer und Schwert gegen die Gläubigen und vermeinten in ihrer Ohnmacht, wieder auszulöschen das Licht, das der Herr des Himmels und der Erde den Menschen angezündet hatte. Aber der Herr schlug sie, sie gingen zu Grunde und das Kreuz, an das man im blinden Hasse den in die Welt gesandten Sohn des Göttlichen geschlagen hatte, zog siegreich von Land zu Land und wird siegreich fortwandern bis ans Ende der Erde. Auch ich, der hier vor euch steht, bin ein Verfolgter um der Christus-Lehre willen, die die Liebe ist, den Haß nicht kennt, den Tod des Sünders nicht will, sondern will, daß er sich bekehre und lebe. Auch mir drohte der Tod, drohten Schwert und Scheiterhaufen. Aber um euretwillen, um das Heil euerer Seelen willen hat mich mein Gott hieher in dieses Tal geführt und was er durch mich an euch getan hat, das wisset ihr. Glaubt an ihn, wie ich an ihn glaube, und zeitliches und ewiges Glück wird euer Lohn sein. So sprach der alternde Klausner. Die

Heiden hörten ihm mit wachsendem Erstaunen zu, aber sie verstanden den Sinn seiner begeisterten Worte nicht. Sie hörten seiner Worte Schwall wie das Rauschen des Wassers, das über Klippen in die Tiefe stürzt. Mächtig und groß mußte der Gott der Christen sein, das ahnten sie wohl. Wo ihre Götter nicht helfen konnten, da hatte der Gott des Stephanus geholfen. Aber hatte er immer geholfen? Konnte nicht auch er stumm sein wie ihre Götter? Diesen Zweifel hatten Stephanus Predigten noch in ihrem Herzen nicht auszulöschen vermocht. Da kam einmal ein furchtbares Hagelwetter von den Bergen herunter. Vom Alprist herab stürzten Bäche zu Tal, Hütten wurden weggeschwemmt, Aecker mit Schutt und Schlamm überführt. Vom Hagel lag das Gras zerschlagen am Boden, war das nicht der gewaltige Donar, der seinen Zorn über sie ausgoß und mit seinen Blitzen ihre Hütten entzündete? Man hatte auch den Christusgott angerufen, aber auch er hatte nicht geholfen. Ein andermal kam von jenseits der Berge vom Wallis her eine mit Spießen und Keulen bewaffnete Räuberschaar und überfiel ihr friedliches Tal. Sie flehten zu Ziu und umheulten sein Götzenbild, er half nicht. Nun versuchte mans mit dem Christengott, aber auch der rührte sich in seiner Allmacht nicht. Die Walliser erschlugen die, welche sich zur Wehre setzten, raubten ihnen das Vieh und eilten mit dem Raube wieder über die Berge zurück. Auch nicht alle Kranken konnte Stephanus gesund machen. Viele starben trotz seinen Gebeten und Heilmitteln. Von einer gesetzmäßigen unabänderlichen Weltordnung war den Heiden nichts bekannt. So hatte Stephanus einen schweren Stand, den Samen des Christentums unter ihnen zur Blüte zu bringen. Stets säete ihm der Feind Unkraut unter den Weizen und machte ihm seine Bekehrungsarbeit fast bis zur Verzweiflung schwer. Bloß der Helvetier Alpinius aus Aventicum und einige spätere Ansiedler besuchten fleißig seine Predigten und ließen unverhohlen eine Abneigung gegen den abergläubischen und unsittlichen Götzendienst spüren. Religiöse Vorurteile glei-

chen dem Wurzelgeflechte des Pappelbaumes; so lange noch davon ein Würzelchen im Boden bleibt, schlagen sie immer wieder aus. Jede Religion baut sich aus Glauben auf. Die ersten Menschen erstaunten ob Sonne, Mond und dem Sternenheer. Diese kamen immer wieder und wenn sie auch schon verschwunden waren. Menschen und Tiere sanken hin, starben und kamen nicht wieder. Sonne, Mond und Sterne blieben immer da, Licht und Wärme spendend, stiegen auf und sanken unter, sie starben nie. Sie mußten also lebendige Wesen sein, sie gingen ihre Wege und kamen ihre Wege. Sie bewegten sich wie die Menschen, sie mußten höhere Wesen sein, Götter, die das Schicksal der Menschen lenkten, den Menschen werden und vergehen hießen. Ihnen mußte man Altäre errichten, ihnen opfern und sie verehren. Aber nicht immer schien die Sonne, nicht immer glänzten die Sterne. Die Nacht verhüllte die Sonne, schwarz erschien oft der Mond und verbarg den Menschen zürnend sein freundliches Antlitz. Seuchen und Plagen, Donner und Blitz, Krieg und Hungersnot waren Zuchtruten, die des Menschen Glück zerstörten. Es gab also auch böse Götter, die ewig waren wie die guten. Der dunkle Mond, die sich verfinsternde Sonne, die Nacht, die Zornesruten und Feuerkugeln am Himmel, Krieg und Mißwachs, die erschienen auch immer wieder. Auch sie waren Götter, denen man Altäre errichten und ihnen mit Opfern und Gebeten in die Arme fallen mußte. So kam naturgemäß der Götzendienst in die Welt. Und wie schwer ward es mit einer geoffenbarten Religion, einem solchen Götterdienst, der sich sogar zu Menschenopfern verstieg, entgegenzutreten. Das mußte auch der Märtyrer Stephanus, der Thebäer, bitter erfahren und vielleicht wäre auch all sein Bemühen, wie das so vieler edeln Menschen, denen sich das Verhängnis in den Weg stellt und sie ihr Ziel nicht erreichen läßt, eitel gewesen, hätte ihm nicht das uns so gänzlich unbekannte Zufalls-Geschick den Weg zum endlichen Sieg gebahnt. Wenn wir das, was geschieht und wie es geschieht und wofür wir keinen logischen Erklärungsgrund finden, Zufall, Schick-

sal, Schickung oder Geschick nennen, so kam auch dem frommen Märtyrer der thebäischen Legion bei seiner Bekehrungsarbeit ein Ereignis zu Hilfe, dessen Zusammenhang mit seinem Werk ihm gleichfalls ein Rätsel blieb und welches Ereignis ihn nicht weniger, als seine heidnischen Nachbaren bestürzte. Eingebung einer höhern Macht mußte es sein, daß er weise und klug genug war, es zur Vollendung seiner schönen Mission zu benutzen.

Es mochte im Frühling des Jahres 349 oder 350 nach Christi Geburt sein, als ein mehr als gewöhnliches Erdbeben um die Mitternachtsstunde die Leute erschreckte und aus dem Schlafe rüttelte. Von den Flühen herunter rollten gewaltige Steine, schlugen Hütten, Menschen und Vieh in Stücke und stauten noch im Talgrunde die über ihre Ufer getretene Sieben. Die Erde schwankte, krachte und knisterte, die Leute, die sich flüchten wollten, fielen um, die Tiere heulten und rannten umher und die Menschen stürzten händeringend ins Freie, wo Nacht und Graus sie umhüllte. Dem Erdbeben folgte ein Windsturm, der in den Wäldern die Tannen brach und in dem Geäste der gewaltigen Ahorne, die vier Arme kaum umspannen konnten, ächzte und seufzte gleich dem Stöhnen eines Menschen, der im Todeskampfe lag. Als der Morgen graute, umringte die Menge die Klause des Stephanus und flehte um Hilfe und geberdete sich wie wahnsinnig aus Furcht und Schrecken, denn unter ihren Füßen rollte und donnerte es fort, dumpf und schaurig und von Augenblick zu Augenblick erwartete man den Einsturz der Erde. Stephanus, der am Kreuze seiner Kapelle gebetet hatte, trat heraus zu dem verzagten Volke und sprach: Warum helfen euch eure Götter nicht? Da trat der Helvetier von Aventicum vor und rief mit lauter Stimme über das Volk hin: Wie sollen die uns helfen, heiliger Vater! sie liegen alle umgestürzt und zerbrochen in den Hainen und die Steine ihrer Altäre hat der Sturm verweht, hilf du uns, wir bitten dich. Stephanus trat auf einen Stein, der sich während der Nacht wie eine Schutzplatte vor seine Klause

gelagert hatte, hielt mit der rechten Hand sein kleines Kreuz empor und sprach mit tiefernster und feierlicher Stimme:

„Was klagt ihr so, Kind, Weib und Mann?
Da ist nur E i n e r der helfen kann!“

Nun sind sie tot, eure steinernen Götter. Wo war ihre Macht, als der Herr kam und sie schlug? Richtet sie nicht wieder auf, sie können euch ja nicht helfen. Hört ihr das Donnern unter der Erde? Fühlt ihr das Schwanken und Beben unter euren Füßen? Wißt ihr, was es zu bedeuten hat? Es ist die Strafe für euren Götzendienst, das letzte Warnungszeichen, die letzte Aufforderung zur Umkehr. Es ist aber auch der liebevolle wenn auch ernste Ruf des Gottes vom Kreuze, des Gottes derer, die sich Christen nennen, des Gottes, den ihr bis dahin mißachtet und mit eurem Götzendienste schwer beleidigt habt. Wohlan, er ruft euch: „Kommet zu mir, ihr Mühseligen und Verirrten, ich will euch herausführen aus der Finsternis des Heidentums in das Licht.“ Wie oft schon habt ihr seine Stimme gehört. Aus donnernden Wolken scholl sie herab zu euch, heute steigt sie aus den Tiefen der Unterwelt zu euch herauf, denn der Christengott ist der Herr des Himmels und der Erde. Schwört auf immer euren Götzen ab. Folgt seiner Stimme und ich will euch offenbaren sein Evangelium, auch unterweisen in seiner Lehre und euch verkündigen seine Gebote.“ So sprach der Klausner, küßte das Kreuz und segnete das Volk. Was bis dahin seine Ueberredungskunst nicht vermocht hatte, das tat nun die Furcht. Die Leute, bestürzt über die Machtlosigkeit ihrer Götzen, ließen ihren Götzendienst und wandten sich dem Evangelium zu, das nun der Klausner Stephan offen und ohne Scheu zu verkündigen anfing und die Freude genoß, seine Anhänger sich täglich mehren zu sehen. Bloß Einer, der Riffle im Ried, der Bruder des Erhängten, wagte es noch, seinen Hausgötzen wieder aufzurichten. Als aber dieser bei einem etwa einen Monat später erfolgten, neuen Erdstoße wieder umfiel und zerbrach, maßen die Leute dem Riffle die Schuld am neuen Erdbeben zu und bedrohten ihn

so, daß er keinen zweiten Versuch mit seiner Abgötterei mehr wagte. Stephanus fuhr fort, das Evangelium zu predigen, Krankheiten zu heilen und sich mit seinen in Aegypten, in Rom und im gelobten Lande, das er als Legionär gleichfalls betreten hatte, gesammelten Kenntnissen und Erfahrungen nützlich zu machen und so ward der Märtyrer der thebäischen Legion für die zerstreuten Flüchtlinge in den Bergen ein Natur- und Seelenarzt und der Name Stephanus wurde nie anders als mit dem Ausdruck innigster Ehrfurcht und Verehrung genannt.

— — — — — — — — — —

Achtzig Jahre alt war Stephanus geworden. Nie war er krank gewesen. Er war durch Arbeit, Mäßigkeit und Seelenruhe sich selbst der beste Arzt. Seine Körperkräfte nahmen zwar sichtlich ab, aber sein Geist blieb frisch und seine Seele glich der geglätteten See, die kein Windeslispeln kräuselt. Da eines Morgens fand man ihn tot neben dem Kreuz in seiner Kapelle. In seinem Antlitz lag die Ruhe der Verklärung, in seiner Hand hielt er das kleine Kreuz. Die Leute umdrängten seine Zelle, weinten und klagten und rangen die Hände. So stirbt Einer, den der Herr lieb hat, sagte der Helvetier von Aventicum und wankte, selbst ein Greis, zur Leiche, sie zu küssen. In seiner Zelle wurde der Greis begraben — auf seine Grabstätte setzte man ein steinernes Kreuz. Um seine Klause spann die Sage den Nimbus des Wunders. Alles, was er im Leben auf natürliche Weise vollbracht hatte, wurde nach seinem Tode zur Wirkung einer übernatürlichen Kraft. Stephanus war tot, aber sein Geist wirkte lebendig fort, in den Wundern, die er tat. Im Laufe der Jahrhunderte zogen immer mehr Leute das Tal herauf. Aber diese neuen Ansiedler lernten den Stephanus nur als den Mann der Sage kennen, dessen Grabstätte zu einem Wallfahrtsorte geworden war. Wunder auf Wunder wurden von ihr erzählt und geglaubt. Eine Frau hatte ein von Gicht geplagtes Kind. Sie betete für dieses am Grabe des Stephanus und es wurde gesund. Einem Bäuerlein zog

seine Kuh die Milch auf, so daß er nicht melken konnte. Die Kuh war verhext. Man riet ihm an, drei Hände voll Gras auf das Grab des Stephanus zu legen und dieses dann der Kuh zu fressen zu geben. Es geschah. Die Kuh fraß das Gras und gab die Milch. Ein Mann hatte das fallende Weh oder das Hinfallen. Er schloß sich drei Tage und drei Nächte lang in des Klausners Kapelle ein, aß nichts und trank nichts und das Weh verließ ihn. Ein anderer wurde nachts von einem bösen Geiste geplagt, der ihm auf die Brust saß und ihn beinahe erstickte. Er wallfahrtete stets um Mitternacht zur Kapelle des Stephanus, löste seine Gelübde und der Geist verließ ihn. Ein Mädchen hatte einen faulen Trunk (Liebestrank) erhalten und litt an Schwermut. Man gab ihr den Rat, drei Blutstropfen — das verwundete Herz, einen Schmetterling — die auflebende Hoffnung und ein Kreuzlein — die Hilfe Gottes — auf des Klausners Grab zu legen und daselbst zu beten. Sie folgte dem Rat und wurde gesund. Der Helvetier Alpinus verlangte, als er vor Todesangst gefoltert auf seinem Lager sich wälzte, nach der Kapelle des Stephanus getragen zu werden, um daselbst zu beten. Man brachte ihn dahin und sanft und ruhig schlief der Geängstigte ein. Man grub nun die Gebeine des Märtyrers heraus und verwahrte sie in einer Steintruhe. Später umgab man die Steintruhe, das Kreuz, den Spieß, das Schwert und das Grab mit einem Gitter, um zu verhüten, daß die Gebeine nicht entwendet und als Reliquien zerstreut würden. Ja, die fromme Sage meldet, man habe eine Gesandtschaft über die Berge nach Rom gesandt zum Papst und dieser habe, als man ihm die vielen Wundertaten des Märtyrers erzählte, diesen heilig gesprochen und dessen Anbetung als eines wundertätigen Heiligen gestattet. Jahrhunderte lang wurde nun zu den Gebeinen des heiligen Stephanus gewallfahrtet und sein Kultus erstreckte sich weit über des Tales Grenzen hinaus. In das Türmchen der Kapelle hing man ein helltönendes Glöcklein, das die Beter zur Versammlung rief und das auch erklang, wenn ein Sterbender

zur Ruhe ging. In das Häuschen neben der Kapelle setzte man einen Klausner, der die Hilfesuchenden zum Grabe führen und Sorge tragen mußte, daß niemand das Heiligtum entweihen konnte. Da sich im Laufe der Zeit das Tal immer mehr mit Menschen anfüllte, das Christentum immer weiter sich ausbreitete, entstunden auch die Stiftungen der Kirchen, aber der Kultus des Stephanus erbte sich fort von Generation zu Generation und die Gegend am Fuße des Alprist erhielt von ihm den schönen und ehrwürdigen Namen St. Stephan.

Die Kapelle wurde mehrmals erweitert und zuletzt in das sogenannte, im Jahre 1892 durch den Brand zerstörte „steinerne Haus" umgebaut, um für die immer zahlreicher werdenden Leute Platz zu gewinnen. Als dann im Anfang des 15. Jahrhunderts auch St. Stephan eine eigene Kirche erhielt, wurden die Gebeine des heiligen Stephanus im „steinernen Haus" weggenommen und in einer Nische der Kirchenmauer verwahrt, um auch dem neuen Gotteshause die wundertätige Kraft des Heiligen zuzuwenden.

Von da an wich der Zauber von der alten Kapelle und dem „steinernen Haus" und wurde nun der Kirche zu Teil und dadurch wurde auch das „steinerne Haus" seinem ursprünglichen Zwecke als Wallfahrtsort entfremdet.

Aus diesem Umstand erklärt sich wie von selbst die Sage vom Kirchenbau zu St. Stephan. Nicht das Holz und die Steine, die man zum Kirchenbau beim „steinernen Haus" gerüstet hatte, wurden während der Nacht von unsichtbaren Händen an den Platz getragen, wo nun im Bezirk „im Ried" die Kirche steht. Man hatte die wundertätigen Gebeine des Heiligen entführt und sie der Kirche geweiht. Da wo Gottes Wort gepredigt wurde, sollte auch der Heilige sein, dessen Ortsveränderung sich so schön in der Sage vom Kirchenbau verkörpert. Mit der Reformation hörte auch in St. Stephan der Heiligen- und Reliquiendienst auf. Die wundertätigen Gebeine des Stephanus wurden zerstreut, die Nische, die sie barg, zugemauert, und der Glaube, der Jahrhunderte

lang den frommen Märtyrer der thebäischen Legion und seine mitten im Talgrunde stehende Kapelle mit dem Nimbus der Wunder umgab, war gewichen.

Wer aber am 18. August des Jahres 1892 von der Kirche in St. Stephan, die einen malerisch schönen Ausblick über das von dunkelgrünen Wiesen, bewaldeten Bergen und den Gletschern des Wildstrubels eingerahmte Tal gewährt, dem furchtbaren Höhenbrand zuschaute, der vom Weiler „Häusern" herunter mit Sturmeseile das Tal durchflog und in kurzen zwei Stunden 32 Firsten einäscherte, und mitten im Flammenbrande das hart an der Talstraße stehende, merkwürdige, weißgetünchte „steinerne Haus" aufflackern und das letzte Denkmal einer frommen Romantik zu Grunde gehen sah, der mochte wohl mit Wehmut der längst vergangenen Zeit gedenken, wo statt der Feuerglocke, die an diesem Tage wehklagend um Hilfe fleht, das helltönende Eremittenglöcklein der Stephanus-Kapelle die fernherkommenden Wallfahrer zum Gebet rief und mit des frommen Glaubens liebstem Kind, dem Wunder, ihre Seelen bestrickte.

Du stilles Alpental-Gelände,
Dir schuf der frommen Beter Wahn
Mit seiner Stephanus-Legende
Den schönen Namen: Sanct Stephan!

Samuel Joneli

Regierungsstatthalter des Kantons Oberland

und der

Oberländer Aufruhr im Jahr 1799.

(Ein Lebens- und Zeitbild.)

In schweren Zeiten zeigt der Mann,
Wie viel er ist und was er kann.

Ein Orkan war über unser Vaterland dahingegangen und hatte die alte Zeit entwurzelt und umgestürzt. Die phrygische Mütze und die Trikolore der französischen Revolution verkündeten aller Welt: Friede den Hütten, Krieg den Palästen und als das Gaukelspiel der Menschenrechtler, die keine Pflichten kannten, auch in der sonst so friedlichen Schweiz Tausenden die Köpfe verrückte, da kam der Sturm und unsere alten überlebten Staatszustände traf das traurige Los, mit altschweizerischer Tapferkeit nutzlos auf den Schlachtfeldern zu verbluten. Im Herzen des Volkes schlief noch die alte Zeit und das Kleid der einen und unteilbaren helvetischen Republik, das unser Vaterland an Blut und Geld so teuer zu stehen kam, wollte Vielen nicht passen. Die Scheere Brunes und Schauenburgs war unausgesetzt tätig, hier ein Stück abzuschneiden und dort einen Lappen anzugliedern und so entstand in unserem Vaterland auch eine aus fünf Stücken zusammengesetzte rhodanische Republik, deren drittes Glied das zu einem eigenen Kanton erhobene Oberland war mit der Hauptstadt Thun. — Am 16. März 1798 war die rhodanische Republik proklamiert worden und am 29. gleichen Monats traten die in den Urversammlungen erkorenen Wahlmänner in Thun zusammen, um die regle-

mentarischen Wahlen für den Kanton Oberland zu treffen, der damals noch keine eigene Druckerei besaß. An dieser Versammlung wurden gewählt:

A. Als Mitglieder des Senats: Samuel Joneli von Boltigen, Joh. von Bergen im Oberhasli, Joh. Schneider von Frutigen und Joh. Karlen von Erlenbach.

B. Als Mitglieder des Großen Rats: Karl Koch von Thun, Christ. Michel von Bönigen, Christ. Matti von Saanen, Joh. Fischer von Brienz, Christ. Bircher von Adelboden, Christ. Sterchi von Unterseen, Joh. Rubin von Reichenbach und Christ. Moor von St. Stephan.

C. Als Mitglied des Obergerichtshofs: Joh. Jak. Hutzli von Saanen; Suppleant: Joh. Willi vom Oberhasli.

D. Als Mitglieder des Kantonsgerichts: Gottl. Scheidegg von Thun, Ulrich Willi vom Oberhasli, Dav. Tschabold von Erlenbach, Joh. Iten von Spiez, Christ. Schläppi von Interlaken, Peter Rieder von der Lenk, Ulrich Stähli von Oberhofen, Jb. Mani von Diemtigen, Peter Schild von Brienzwiler, Peter Schneiter von Reichenbach, Joh. Caspar Sterchi von Interlaken, Christ. Hiltbrand von Diemtigen und Christ. Bohren von Grindelwald.

E. Als Mitglieder der Verwaltungskammer: Johann Deci von Thun, Jb. Aescher von Därstetten, Heinrich Nägeli vom Oberhasli, Christ. Rupp von Sigriswil und Joh. Schletti von Zweisimmen. Ihrer waren anfänglich mehr, wurden aber auf diese fünf reduziert.

Am 12. April 1798 fand dann die feierliche Verkündung der einen und unteilbaren helvetischen Republik statt und die Kantonalsouveränität schien für immer begraben. Schon am 23. April wurde Senator Sl. Joneli zum Regierungsstatthalter des Kantons Oberland gewählt.

Die Amtsperiode dieses hochgestellten Simmentalers fiel in eine wilde, sturmbewegte Zeit, die heute nach mehr als hundert Jahren kaum mehr in der Erinnerung des Volkes fortlebt und deren Ereignisse erst in jüngster Zeit von den Geschichtsforschern wieder ausgegraben wurden. Der kluge, intelligente Mann, der das Joch dieser politisch aufgeregten Zeit auf seinen Schultern trug, nannte das liebliche, in windgeschützter Lage am Fuß der stolzen Mittagfluh in einem Obstgarten versteckte Dorf Boltigen seine Heimat. Sein Geburtstag ist nicht genau bekannt, wohl aber sein Tauftag, der auf den 15. September 1748 fiel und der kaum weit von seinem Geburtstag entfernt sein dürfte, da es damals Sitte war, die Kinder kurz nach der Geburt taufen zu lassen. Samuel Joneli war der Sohn des Hauptmanns Peter Joneli, der wieder den alt-Obmann Antoni Joneli seinen Vater nannte. Aus Jonelis Jugendjahren wissen wir wenig zu berichten und was wir berichten können, verdanken wir der Gefälligkeit des Herrn Dr. Türler, Staatsarchivar in Bern, der uns in liebenswürdiger Weise die Benutzung seiner trefflichen Arbeit über Samuel Joneli im neuen Berner-Taschenbuch von 1903 gestattet hat. Daß Joneli aber ein intelligenter Jüngling war, beweist schon der Umstand seiner so raschen, fast überraschenden Carriere. Im Alter von 20 Jahren finden wir ihn schon als Ober-Leutnant eines erst gebildeten Jägerkorps. Am 17. Juni 1776 wurde er als Notar patentiert und 1779 als Sekretär des Gerichts von Boltigen gewählt. Ein Jahr später finden wir ihn zum Kapitän-Leutnant genannten Jägerkorps vorgerückt. Es war dies auch die höchste Stelle, die er in diesem Korps als Landoffizier bekleiden konnte, da die höhern Offiziersstellen den Söhnen der adeligen Stadtberner vorbehalten waren. Als im Jahre 1782 die politischen Parteien der Natifs und der Negatifs in Genf aufs Neue einander bekämpften, war zur Beruhigung der Stadt neben Frankreich und Sardinien auch Bern mit Truppen erschienen. Bei ihnen befand sich unter dem Hauptmann Anton Ludwig

v. Tillier auch Leutnant Joneli mit seinem Jägerkorps. Am 19. Februar wurde er vom Kleinen Rate zum Landsvenner gewählt und er stand somit auf der höchsten Sprosse der militärischen Stufenleiter seiner Talbewohner. Doch es blieben noch andere Sprossen zu erklimmen. Als beim Einbruch der Franzosen die unschlüssige und verzagte Regierung in Not und Aengsten war, entschloß sie sich, Abgeordnete des Landvolks zur Mitberatung über des Landes Wohl in den Großratssaal nach Bern zu berufen. Joneli, der damals mit seinen Jägern im Felde stand, war auch einer dieser Abgeordneten und wurde am 4. März als Mitglied der provisorischen Regierung und der Finanzkommission gewählt. War auch die Abtrennung von Bern und die Erhebung zu einem eigenen Kanton dem Ehrgeiz der Oberländer nicht gerade zuwider, so war es dagegen weit mehr ihre Zuteilung zur rhodanischen Republik und die daherigen Verhandlungen mit den französischen Generalen und der provisorischen Regierung führten Joneli wiederholt nach Bern. Als sich dann die Wahlen in die helvetischen Behörden vollzogen, wurde Joneli am 6. April 1798, wie wir bereits wissen, zum ersten Senator und am 23. des nämlichen Monats zum Regierungsstatthalter des Kantons Oberland gewählt. Alle Schreiben, mit denen der nun so hochgestellte Mann zu Stellen berufen wurde, zeugten von Achtung und Zutrauen, welche er bis dahin auch in vollem Maße verdient hatte. Zur Zeit seiner Ernennung zum Kantonsstatthalter war Joneli noch nicht ganz 50 Jahre alt. Seine Kraft war noch unverbraucht. Eine reiche Lebenserfahrung, gesammelt in seinen bisherigen Stellungen, durch Selbststudium erworbene Kenntnisse, zu denen auch die französische Sprache gehörte, praktisches Geschick, Arbeitslust und Berufstreue, standen ihm als unentbehrliche Stützen zur Seite, als er nicht ohne Besorgnis seine verantwortungsvolle Stelle antrat. Bis dahin hatte ihm das Schicksal nur Rosen auf den Lebensweg gestreut, aber auch ihm sollten die Dornen nicht ausbleiben und diese Dornen waren der Aufstand der

oberländischen Talschaften gegen die helvetische Regierung, den wir nun an der Hand der Aktensammlung von Dr. Strickler, Band XIV des Archivs des historischen Vereins in Bern, weil er mit dem Leben Jonelis verknüpft ist, etwas näher ins Auge fassen müssen. Das daherige Aktenmaterial verdanken wir der gefälligen Mitteilung von Herrn Oberlehrer F. Sterchi, Bibliothekar des genannten Vereins in Bern.

Die Art und Weise, wie die Bringer der Freiheit und Gleichheit das Land ausgeplündert hatten, ließ bei denen, die einen ruhigen Besitzstand unter dem Regimente der gnädigen Herren, den Menschenrechten, wie die Franzosen sie verstanden, vorzogen, einen Stachel des Hasses zurück. Das Vorrücken der innern Kantone, Ende April 1798, weckte neue, wenn auch ungewisse Hoffnungen. Eine Kolonne der Waldstätte stand, um dem Oberland die Hand zu reichen, in Meiringen und Brienz. Ihnen sollten sich die Hasler anschließen und mit ihnen vereint nach Bern ziehen. Aber als die Waldstätte bald hernach ihre Truppen wieder zurückzogen, legte sich die Aufregung im Hasle.

Schwer drückten das Land auch die Lieferungen für die Erhaltung der französischen Truppen. Zudem klagte das Volk über den Stolz der neuen, sich Patrioten nennenden Beamten. Wandernde Hausierer und Aufwiegler, die wohl im Dienste gewisser Herren standen, durchzogen das Land und schürten das Feuer des Hasses gegen die Franzosen. Als am 20. August der Bürgereid auf die neue Verfassung geschworen werden sollte, zeigte sich neuer Widerstand, doch schwuren ihn immerhin 11,000 Bürger.

Das Direktorium beschloß die Bildung einer helvetischen Armee, von der zuerst die Elite, junge Leute bis zum 25. Altersjahr, ausgezogen und aufgeboten werden sollte. Bei dieser Aushebung bezichtigte das Volk die Beamten der Parteilichkeit und vielleicht nicht ganz ohne Grund. Als der Krieg zwischen den Franzosen und den Oesterreichern wieder ausbrach und sich den helvetischen Grenzen näherte, glaubten

sich die helvetischen Räte auch daran beteiligen zu müssen und beauftragten das Direktorium, 20,000 Mann aufzubieten (24. Februar 1799). Nun glaubte das Volk, die aufgebotenen Truppen sollten unter die vier Regimenter gesteckt werden, welche die Schweiz laut Vertrag Frankreich zu liefern hatte und weigerten sich, die Elite ziehen zu lassen. Die Beschwichtigung, die Elite sei bloß zur Deckung und Sicherung der Landesgrenzen da, fand wenig Glauben. Im März und April entstanden aufrührerische Bewegungen im Toggenburg, im Kanton Zürich, in Basel, Aargau, Solothurn, im Kanton Linth, in Luzern, in den Waldstätten, in Graubünden und anderswo. Sie wurden jedoch rasch mit Waffengewalt wieder unterdrückt. Länger als diese beschäftigte der Aufruhr der Oberländer die helvetischen Behörden.

Am 16. März 1799 fand in Zweisimmen ein Leichenbegängnis statt. Bei diesem Anlaß wurde ein „Blättlein" herumgeboten, worin das Direktorium die Einnahme Graubündens durch die französischen Truppen bekannt machte. Hiebei rief ein Michel Bühler, das sei eine „infame Lüge". Ueber diesen Vorfall berichtet Agent Peter Joneli an seinen Bruder, den Regierungsstatthalter, was folgt: Letzten Sonntag den 16. dies habe Aidemajor Bühler über die Siege von General Massena in Graubünden gesagt, das sei eine „donners Lugi", faul und falsch um die Leute zu blenden. Im gleichen Briefe wird auch noch über geheime Zusammenkünfte und Komplotte gesprochen &c. Die Vorgänge in Zweisimmen glichen einem Feuerlein, das in dürres Waldgras fällt. Die gleiche Unzufriedenheit züngelte auch anderwärts empor. Die Aushebung der Elite, welches Wort den Bürgern extra verhaßt war, stieß auf Widerstand, namentlich auch deshalb, weil man früher den Bürgern die Gewehre weggenommen hatte, was übel empfunden wurde. Gerichtspräsident Martig in Zweisimmen berichtete an Statthalter Joneli über herumgebotene Reden, als wären die Franzosen aus Bünden wieder vertrieben und bei Stockach in Schwaben total geschlagen worden.

Solche Reden erschrecken das Volk und verhindern die Aushebung der Elite, die nicht unter den 18,000 Hilfstruppen Kanonenfutter für die Franzosen werden solle. Aus Sigriswil, Faulensee und Spiez erhielt Regierungsstatthalter Joneli ähnliche Berichte von Seite der Patrioten, welche fürchteten, beim Ausbruche der Insurrektion niedergemetzelt zu werden. Auch die Berichte von Wimmis und andern Orten lauteten ebenso ungünstig. Einzig die Gemeinde Erlenbach blieb ruhig und wurde vom Direktorium deswegen belobt und ihr und dem dortigen Pfarrer für das gute Verhalten der Dank und Beifall der Regierung ausgesprochen.

Michel Bühler in Zweisimmen sandte auch seinerseits dem Regierungsstatthalter Joneli eine Zuschrift, die wir hier zur Charakterisierung der Volksstimmung inhaltlich folgen lassen: „Ich bin beauftragt von vielen der Gemeinde „Zweisimmen, Boltigen, St. Stephan und Lenk, ihre Begehren vorzutragen. Sie wollen nicht eher ziehen, bis „man ihnen alle Art Waffen, Lederzeug, Munition an Ort „und Stell liefern, wo mans ihnen wider Recht abgenommen. „Die Jäger, Kanonier, das Elite-Piget verlangt, daß alle „gewehrfähige Mannschaft mit ihnen ziehe. Ferneres verlangt das Volk, daß ihnen bekannt gemacht werde, was (für) „eine fremde Macht das Vaterland zum Kampf auffordere, „und was sie praetendiere; sonst kann man nicht wissen, ob „es dem Vaterland zum Dienst oder zum Schaden zudiene. „Diejenigen aber, welche auf den ersten Befehl ziehen wollen. „sind nicht darunter begriffen.“

Um die Denkungsart des Volkes noch genauer und richtiger zu erfahren, befahl nun Kantonsstatthalter Joneli den Hauptleuten, ihre Kompagnien auf den betreffenden Sammelplätzen zu mustern und die Unteroffiziere zu erwählen. Es geschah, allein die Berichte der Hauptleute lauteten keineswegs günstig. In Interlaken war niemand zur Musterung erschienen. In Meiringen nur 16 Mann. In Erlenbach und Diemtigen war die Stimmung gut, in

Wimmis dagegen hatte sie umgeschlagen. In Saanen und Zweisimmen habe man die Freiheitsbäume gefällt und in letzterm Orte sei ein Aufruhr zu befürchten. Selbst an Orten, wo man zu marschieren versprach, regte sich der Geist der Unzufriedenheit. Ohne eine beträchtliche Truppenzahl sei nichts auszurichten, meinten die Hauptleute. In Saanen z. B. habe man den Agenten mißhandelt und in dessen Wohnung geschossen. Kein Augenblick sei zu verlieren, sonst werde die Anarchie Meister. Die Beamten dürfen nichts mehr befehlen und die Patrioten seien niedergedrückt und stehen in Gefahr. So berichteten die Hauptleute.

Am 12. April sandte endlich Schauenburg Truppen nach Thun. Aber es waren ihrer bloß 150 Mann, die dem Regierungsstatthalter zur Verfügung standen. Es war auch hohe Zeit, denn am 13. April um Mitternacht sandten Regierungsstatthalter Joneli, Regierungskommissär Michel und Platzkommandant Dolder von Thun aus folgenden Bericht ans Direktorium:

Gestern abend um 9 Uhr sei der Anzug der Simmentaler-Aufrührer gemeldet worden; sofort habe Dolder die Mannschaft versammelt und 60 Mann zur Besetzung der Posten ausgezogen. Auf die heute vormittag um 10 Uhr gekommene Nachricht, daß in Spiez, Aeschi und Wimmis Sturm geläutet werde, habe sich Dolder mit allen Jägern dahin begeben; nachdem die Kanderbrücke passiert gewesen, sei auf ihn geschossen worden; nun sei er in einer für Reiterei sehr schwierigen Gegend vorgedrungen; da ihm aber sofort ein Mann verwundet worden, so habe er sich zurückgezogen. „Hierauf griffen ihn die etwa 1800 à 2000 Mann starken Rebellen wütend an. Er befand sich noch auf seinem Vorposten von etwa 40 Mann nebst einer Kanone und zog sich immer bis auf die Schoren-Allmend zurück, wo er sich postierte und soutenierte, bis eine Verstärkung von braven Bürgern und den in der Stadt zurückgebliebenen Soldaten erfolgte und er wieder auf die Rebellen avancierte und mit seinem eigenen Säbel 6 Mann und der Kapitän 4 Mann

niedergemacht.“ Der Hauptmann der Grenadiere von den Hilfstruppen und der Leutnant von der 14. nebst den Jägern zu Pferd haben sich sehr ausgezeichnet. Wegen Mangel an Munition den Rückzug bis zur Stadt angeordnet, aber alle Posten wohlbesetzt. Verlust der Gegner an Toten und Verwundeten vielleicht 200 Mann, diesseits 20—25 Mann vermißt.

So genannter Bericht. Folgenden Tags sandte auch Kommissär Michel einen Bericht an Direktor Bay. Er meldet darin, die Lage bessere sich. Die Grindelwaldner und die von Hasli werden vermutlich durch die Festigkeit der Brienzer und Böniger unschädlich gemacht. Man habe jetzt Verstärkung erhalten. Die Simmentaler solle man nur ruhig erwarten. „Sobald wir jetzt Hilfe haben, wollen wir dann hinter die donners Lumpenkerle her.“ Zuletzt bemerkt er noch, die gemeldete Zahl von Toten bei der Affäre auf der Schoren-Allmend sei übertrieben. Er hätte noch beifügen können, daß es auch die Zahl der dabei beteiligten Simmentaler war. Regierungsrat Joneli und Kommissär Michel melden dem Direktorium ferner, die Distrikte Aeschi und Frutigen, die gestern mit 1000 Mann angegriffen haben, seien nun ruhig, dagegen aber seien die Obersimmentaler und ein Teil von Niedersimmental in Wimmis, die Grindelwaldner in Wilderswil angelangt und die Hasler seien noch zu erwarten.

Ein Bericht von Oberwil an Regierungsstatthalter Joneli meldet: Durch Michel Bühler, den Erzaufwiegler in Zweisimmen, sei auch ihre Gemeinde aufgeregt worden. Am 13. habe man Sturm geläutet und abends 5 Uhr sei besagter Bühler mit 400 Mann hier anmarschiert und habe diese ebenso willkürlich als autokratisch einquartiert. Niemand durfte sich weigern, wer nicht mitziehe, werde erschossen, habe es geheißen. Diese Drohung sei aber nicht von den Chefs ausgegangen, sondern von nichtswürdigen Kerls. Noch am gleichen Abend hätten Kerlis von Zweisimmen auch den Freiheitsbaum umgehauen. Um 10 Uhr sei im Haupt-

quartier Alarm geschlagen worden. Alles sei auf den Sammelplatz gelaufen. Die vom Aufruhrgift Angesteckten hätten sich angeschlossen, andere seien aus Furcht, mißhandelt zu werden, mitgezogen, um bei erster Gelegenheit wieder zu desertieren. Noch andere seien fest geblieben und wollten lieber Hab und Gut verlieren, als mit der Rotte ziehen, die nun durchs Niedersimmental nach Reutigen und Amsoldingen und von da nach Wimmis zog, wo sie Offiziere ernannt und Kompagnien gebildet haben soll.

Nach dem Treffen auf der Schoren-Allmend, das trotz dem Sieg für die Insurrektion wenig Erfolg versprach, zogen die Obersimmentaler über Frutigen und das Hahnenmoos nach St. Stephan zurück, um sich dort einzuquartieren. Unter Führung von Kommandant Fellenberg und Zurbuchen rückten nun helvetische Truppen das Tal herauf und auch von Westen her sandte Regierungsstatthalter Polier von Lausanne 254 Mann unter Führung von Blanchenay mit zwei Zweipfündern zu Hilfe. Joneli meldet ans Direktorium, Fellenberg habe seine Truppen durch Zuzüge von Kommandant Dolders Truppen auf 550 Mann verstärkt und sei am 24. April auf Boltigen gezogen und ihm hätten sich auch noch etwa 140 freiwillige Grenadiere und Scharfschützen von Erlenbach und Diemtigen angeschlossen; auf morgen sei der Angriff auf Zweisimmen beabsichtigt.

Ueber diesen Angriff berichtet Kommandant Dolder ans Direktorium, was folgt:

„Zweisimmen, 25. April. Gestern morgens um 6 Uhr brach ich mit etwa 110 Mann Infanterie, teils fränkischen, teils Auxiliar-Truppen und 36 Jägern zu Pferd unter dem Kommando von B. Lieut. Ochs nach Erlenbach auf, wo ich etwa 58 Mann Auxiliaires, 200 Mann Infanterie und 40 Scharfschützen von Miliztruppen angetroffen habe, also in Allem 454 Mann. Ich teilte sogleich meine Truppe in drei verschiedene Kolonnen; zwei marschierten auf meinem linken Flügel, die eine über Gestelenalp, die andere über Rütinen und Fromatt, welche heute morgens um 8 Uhr unweit

St. Stephan zusammentreffen sollten, um dem Feind, welcher sich in dem Passage von Laubeck befand, in den Rücken fallen zu können, welches auch wirklich geschehen; bloß haben wir die Stunde, welche zum Angreifen bestimmt war, verändert, indem solche (die Feinde) morgens 4 Uhr über einige unserer Vorpösten bei Wyssenburg (Weißenbach) hergefallen, solche wirklich nebst mehreren Einquartierten im Dorfe gefangen gemacht und bis Eschi vorgedrungen und auch darnach Gefangene gemacht. Die Offiziere und Soldaten zeigten meistens, daß sie noch nicht am besten reglierte Truppen seien; sie kamen in das Dorf Boltigen gelaufen, ohne daß sie den Feind nunmehr verfolgten; mit großer Mühe brachte ich sie endlich wieder zusammen und nachdem ich mit ihnen gesprochen, rückten wir wiederum vor, fanden den Feind auf einer Anhöhe bei Eschi, welchen ich mit einem Kanonenschuß auseinanderspringen machte, worauf wir ihn nach und nach verfolgten. Er nahm wiederum bei Laubeck Position, im Passage, welches sehr vorteilhaft für ihn war; er wollte sich dort ziemlich hartnäckig stellen, welches er auch wirklich gekonnt hätte, wenn nicht die vereinte Kolonne, die meistens aus Scharfschützen von Erlenbach und Diemtigen und einigen Franken bestund, ihm in den Rücken gefallen wäre. Diese bemeldte Truppen haben sich zum Voraus ausgezeichnet und dadurch haben wir wiederum unsere Gefangenen losgemacht, eine Fahne erobert, 50—60 Gefangene gemacht; er hat auch einige Tote auf dem Platze gelassen; die übrigen haben sich so gut möglich mit der Flucht gerettet rc."

Des Weitern heißt es noch in jenem Bericht: „Ich lasse sie (die Insurgenten) aber noch immer über Berg und Tal verfolgen und hoffe, noch die meisten davon zu erwitschen. V. Fellenberg, Chef de bataillon der Miliz und T. Anneler, Kapitän der Artillerie von Thun, haben sich bei diesen Auftritten ausnehmend ausgezeichnet."

Nach einem von Suppleant Stocker in Zweisimmen an den Verwalter Schletti übersandten Schreiben hatte die Zahl der Insurgenten 162 Mann betragen.

Am 26. April schrieb nun auch Kommandant Fellenberg von Zweisimmen aus an Statthalter Joneli: „Der B. Dolder wird Ihnen den Erfolg unseres Unternehmens gegen die Rebellen dieser Gegend genugsam beschrieben haben. Heute lassen wir Ihnen schon einen beträchtlichen Transport Arrestierter verabfolgen, worunter einige sehr schuldig, andere aber weniger strafbar sein mögen ....." „Es scheint in der Tat, es seien Anweisungen und Aufmunterungen und Geld von Bern her zu der hiesigen Rebellion geflossen; ich finde es sehr richtig, daß alle möglichen Nachforschungen darüber angestellt werden, und daß schwere Strafe auf die Schuldigen falle, sie mögen sein und heißen, wie sie immer wollen."

Mit den zwei kriegerischen Aktionen auf der Schoren-Allmend und an der Laubegg war der Aufstand tatsächlich niedergeschlagen und nun begann die Entwaffnung und die ins Aschgraue getriebene Verhaftung und Einkerkerung der Verdächtigen. Regierungskommissär Müller von Altdorf, der nun im Simmental, in Saanen und Frutigen auf die Flüchtigen zu fahnden und die Verdächtigen zu arretieren hatte, scheint ziemlich willkürlich verfahren zu sein. Der Gefangenen und Arretierten waren so viele, daß man nicht Gefängnisse genug für sie hatte und so wurden viele vom eingesetzten Kriegsgericht und Müller ohne Weiteres unter die 18,000 oder unter die Auxiliar-Truppen gesteckt. Die aufständischen Gemeinden wurden mit Kontributionen belastet. In Erlenbach saß eine Kontributions-Kommission, die keine rosigen Tage hatte. Man solle die Schuldigen zur Zahlung anhalten, hieß es, und nicht die Patrioten. Aber die Schuldigen liefen nicht ohne Weiteres ins Garn. Sie hielten sich versteckt in den Bergen auf und wechselten jede Nacht ihre Schlafstellen. Niemand verriet sie, entweder aus Einverständnis mit ihnen, oder aus Furcht vor ihrer Rache. Einer großen Zahl von Gefangenen gelang es auch, zu entweichen, so namentlich auch folgenden 6 in Oron gefangen gehaltenen Rädelsführern: Michel Bühler von Ober-

wil in Zweisimmen, Joh. Zabli in Boltigen, Chr. Zahler von Zweisimmen, Rud. Müller von Thun, Chr. Balmer von Wilderswil und Joh. Stucki von Diemtigen.

Der bewaffnete Aufstand war allerdings unterdrückt, aber der geheime Groll glomm fort unter der Asche, wie jener Knittelvers beweist, den Regierungsstatthalter Joneli am 19. Juni dem Direktorium übermittelt hatte und der in der Nacht vom 11. zum 12. Juni an den Freiheitsbaum in Bönigen geheftet worden war und der also hieß:

„Anstat des Richen Und fettden Bärr
Kam diser Lärre Bumm dahärr,
Ehr Sollte Bringen frücht der Freiheit,
Brachte nur Schaden und Härtzenleid.
Regänten Wolden sie Emporr
Die Niemaïs solten kommen forr,
Dann Jeder Kuhdräckschufler Wolt
Begabet Sin Mit Rodem Gold,
Drum Ist der Bärr jetz auf der Bann
Umm Wider an sein Ordt zu stann.“

Diese Verse wurden einem gewissen Urfer zugeschrieben, der flüchtig war. Die entflohenen Rädelsführer strichen durchs ganze Land. Des Tags waren sie in den Bergen und des Nachts wühlten sie im Tal. Hauptmann Carrard wünscht zu seinen 56 Mann noch 100 Franzosen, um die Flüchtlinge in den Bergen und Pässen abfangen zu können. Im August wurde über neue Unruhen und Umtriebe in Spiez an Regierungsstatthalter Joneli berichtet. Auch Präsident Martig in Zweisimmen spricht von geheimen Versammlungen der Rädelsführer und einem eingebrachten Pasquill, das die Beamten und andere Patrioten mit „Sauleder“, „Luder“, „Teufelsgrind“, „Bankert“, Lumpenhund“, „Franz-Hund“ beschimpfe und mit Figuren auf Galgen und Rad hindeute. Da für viele Verhaftete die Schuldbeweise nicht erbracht werden konnten, so mußten sie freigelassen werden. Diese Uebelgesinnten schlugen sich sofort wieder

zu den Anstiftern und wühlten unter dem Volke. Ganz besonders tätig waren den Berichten nach darin auch die Weiber, von denen einige gleichfalls in Haft genommen wurden. Ja, ein anonymer Brief meldete am 7. September dem Regierungsstatthalter Joneli, daß auch ein Anschlag gegen ihn geplant sei, der am nächsten Thunermarkt ausgeführt werden solle. Am 12. September meldete die Kontributions-Kommission in Erlenbach dem Direktorium, daß sich in Saanen, im Obersimmental, in Frutigen, Reichenbach u. s. w. ein neuer Aufstand vorbereite und forderte zum Schutze aller Gutgesinnten kräftige Maßregeln gegen die drohende Gefahr. Aus Zweisimmen meldete auch der Unterstatthalter Imobersteg Anzeichen des Sturms. Es wurden daher neue Truppen aufgeboten und Kommandant Zurbuchen unterstellt. Dieser berichtet am 17. September aus Zweisimmen über neue Komplotte. Der Gerichtspräsident Martig habe sich flüchten müssen, den Patrioten wolle man die Häuser anzünden; auch die Weiber stiften die Männer an und heißen die Obrigkeit „Schelmen und Spitzbuben". Hier, in Saanen und an der Lenk gebe es wenig Gute; er sei in St. Stephan, in Saanen ꝛc. gewesen; leider finde man unter 100 Bürgern kaum einen Anhänger der Regierung u. s. w. Er verlangt noch zwei weitere Kompagnien. Das Direktorium schickt nun Regierungsstatthalter Joneli selbst nach Zweisimmen, um mit Kommandant Zurbuchen zu konferieren. Dieser klagt, es sei schwer, die Rädelsführer zu erhaschen, da sie vom Volke geschützt würden. Für den Sieg der Franzosen bei Zürich, 25./26. September, zeige sich wenig Freude u. s. w. Schließlich hatte Zurbuchen 4 Kompagnien zur Verfügung; von denen lag eine „an der Matte", eine in Lenk, eine in Bettelried und eine (seine eigene) in Zweisimmen, zusammen 375 Mann. Trotz dieser beträchtlichen Zahl war er nicht glücklich im Einfangen der Rebellen, weil niemand, wie er klagte, mit der Sprache herausrücken wollte. „Alle Leute von Bettelried sagen nur vom Hörensagen," berichtet Zurbuchen, „wollen aber niemand

nennen, weil sie allesamen Aristokraten sind." Zu einem neuen Ausbruch kam es nun allerdings nicht. Zurbuchen kehrte aus dem Simmental zurück und berichtete am 22. Oktober, daß noch 29 flüchtige Rebellen in den Gebirgen des Simmentals versteckt seien. Man erstellte nun „Signalements" über die ausgebrochenen oder noch nicht eingefangenen Rädelsführer, als: Joh. Fischer von Merligen, Jb. Lörtscher von Spiez, Michel Bühler von Zweisimmen, Joh. Zabli von Boltigen, Christ. Zahler von Zweisimmen, Johannes Büschlen von Adelboden und Isaak Martig, gewesener Leutnant von Zweisimmen und setzte einen Preis von Fr. 400 auf ihre Köpfe.

Der Aufstand war zu Ende und nicht ohne Brutalität unterdrückt worden. Beim zweiten, nur geplanten Aufstand in Zweisimmen hatte man auf bloße Gerüchte hin ganz unnötigerweise beinahe an die 700 Mann aufgeboten und das Obersimmental mit Truppen überschwemmt und der Vorwurf, den die Kommitierten der Verwaltungskammer gegen das Direktorium erhoben, als hätte man sich an den stolzen Oberländern, die der Helvetik nicht zugetan waren, rächen wollen, dürfte kaum ganz aus der Luft gegriffen sein. Die Truppen, mit denen Regierungskommissär Müller zur Entwaffnung der Aufständischen und zur Inhaftierung der Rebellen die Täler durchstrichen, begingen in Merligen, Leißigen, Faulensee, Spiez und andern Orten arge Excesse und Müller wurde nicht müde, Schuldige und Unschuldige nach Thun in die Gefangenschaft zu liefern, so daß man aus Mangel an Gefängnissen sogar Kornhäuser und Wirtshäuser verwenden und Regierungsstatthalter Joneli schreiben mußte, mit den Arrestationen, die sich an die 2000 beliefen, inne zu halten, weil kein Platz in Thun mehr vorhanden sei. Da das eingesetzte Kriegsgericht nicht schnell genug die Angeklagten abzuurteilen vermochte, so steckte Kommissär Müller von sich aus sogar alte Hausväter und Vorgesetzte unter die französischen Hülfstruppen und ganze Detachemente durchstöberten monatelang die Gebirge, um einige Flücht-

linge zu erhaschen. Mit Kriegsdienst, harten Geldbußen, Gefangenschaft, Landesverweisung, mehrjähriger Einstellung in der bürgerlichen Ehrenfähigkeit und noch härtern Strafen wurden die mehr oder minder Schuldigen bestraft. In Erlenbach saß die sogenannte Kontributions-Kommission, um die verursachten Kriegskosten zu decken, die sie auf diejenigen verlegte, die an der Insurrektion mehr oder weniger beteiligt waren. Allein es war schwer, aus den meist armen Leuten Geld herauszupressen und es kam sogar dazu, daß man für die Grundsteuer Vieh und Heu an Zahlungsstatt annehmen mußte. Wegen den vielen übereilten Urteilen wurden der Kantonsstatthalter und das Direktorium unaufhörlich mit Petitionen bestürmt. Das nach Oron verlegte Kriegsgericht wurde abgesetzt, weil man es beschuldigte, die Flucht der inhaftierten Rädelsführer, wie Bühler in Zweisimmen und Andere, begünstigt zu haben. Die den Gemeinden auferlegten Kontributionen mußten herabgesetzt werden, weil sie nicht bezahlt werden konnten und die Verwaltungs-Kommission war der Ansicht, daß die Regierung den Rest übernehme, da sie eigentlich ohne Grund die große Kostenmacherei verschuldet habe.

Bei näherer Betrachtung war die Unzufriedenheit der Oberländer nicht ohne Grund. Der gewaltsame Umsturz der alten Eidgenossenschaft hatte sie, als sie sahen, wie er geschah, mit Haß gegen die Franzosen erfüllt. Die Munizipalitäten waren kurz vor dem im Frühjahr 1799 neu ausgebrochenen Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich neu und meist mit Anhängern der neuen Ordnung, sogenannten Patrioten, bestellt worden. Ihnen wurde bei der Wahl der Eliten nicht ohne Grund Parteilichkeit vorgeworfen. Man glaubte, diese würden ausgehoben, um den Franzosen zu helfen, die man haßte. Unzweifelhaft ist es, daß nachstehendes Volkslied (von J. G. Kuhn) seine Entstehung dieser Zeit des Franzosenhasses verdankt. Wir führen es an, weil es ausspricht, was Hunderte und Hunderte aus dem gemeinen Volke gefühlt haben mögen, die noch am Alten hingen und

für die neue französische Freiheit kein Verständnis besaßen. Das Lied lautet:

Bueb, mir wei uf d's Bergli fahre,
Leg di Treichle=n a dem Veh,
Ma nit meh daheime blibe
D'Franze möge mi vertribe
O Je! O Je!

Uf em Bergli isch gut lebe,
D'Franze brucht me da nüt z'gseh,
Luegt me de i d's Ländli use
Tuts eim notti afa gruse
O Je! O Je!

S'si nit meh di alte Zite,
S'ist ke Glück u Sege meh,
D's Geld ist alles dänne g'fergget
Land u Lüt, alls ist verhergget
O Je! O Je!

Uesi liebe gnädige Herre
Die regiere=n=is nit meh,
D'Bure wotte jetz regiere,
Mänga cha nit buchstabiere
O Je! O Je!

Vo der Freiheit cheu si schreie
S'tut eim fri im Herze weh,
D'Freiheit isch ja ganz verschwunde
Un=a d'Franze si mer bunde
O Je! O Je!

Was ist us de Lüte worde!
Ach, me kennt si gar nit meh.
Suufe, spiele, fluche, schwere,
Weder Gott no Mönsche=n ehre.
O Je! O Je!

Doch gottlob, i bi ja alte,
Mini Haar si wiiß wie Schnee,
Soll denn üses Land verderbe,
Isch's am Beste, hüt no sterbe.
O Je! O Je!

Die größte Unzufriedenheit herrschte im Ober-Simmental, von wo entschlossene Männer als Emissäre in die oberländischen Täler gesandt wurden, um die Bevölkerung aufzuwiegeln. Als daher am 29. März 1799 Regierungsstatthalter Joneli an seine sämtlichen Unterstatthalter ein Schreiben sandte, die Elite marschfertig zu halten, da nahm die revolutionäre Bewegung ihren Anfang. Noch hätte der Sturm beschworen werden können, wenn man geeignete Kommissäre zu den Unzufriedenen gesandt und sie in vernünftiger Weise aufgeklärt hätte. Allein es schien im Plane von P. Ochs eine Demütigung der antihelvetischen Oberländer gelegen zu haben und deßhalb kam ihm dieser Anlaß nicht ungelegen, sie auszuführen.

Mitten in diese sturmbewegten Tage fiel Regierungsstatthalter Jonelis Amtszeit. Unter ihm stand sein aufgeregtes Volk, über ihm das Direktorium, dessen Diener er war. Als ein Mann von Pflicht und Ehre und anfänglich ein getreuer Anhänger und Diener der einen und unteilbaren helvetischen Republik trug er mit Unlust die Bürde, die so hart auf seine Schultern drückte. Er sah die Leiden seines Volkes, von dem ein bedeutender Teil nur aus Furcht vor den Drohungen der Insurgenten oder als Verführte sich an der Insurrektion beteiligt hatten. Aber wie weh es ihm tat, was er oft sah, er hatte den Weisungen des Direktoriums zu gehorchen und wie pflichtgetreu er auch dieses tat, so blieb ihm doch zuletzt der Vorwurf nicht erspart, als hätte er beim zweiten, geplanten Aufstand in Zweisimmen nicht den Eifer und Nachdruck zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und der bürgerlichen Ordnung bewiesen, die man von ihm hätte erwarten sollen und das Direktorium, das sonst mit steter Anerkennung seine Vorschläge und Anordnungen guthieß, war nach und nach kühler gegen ihn geworden.

Nachdem Joneli sich schon längere Zeit mit dem Gedanken getragen, die undankbare Bürde von seinen Schultern zu wälzen, gab er endlich am 1. April 1800 seine Demission.

Er erhielt sie am 4., blieb aber noch zur Ordnung seiner Amtsgeschäfte in Thun bis am 4. Mai; am 9. April trat sein Nachfolger Fischer an seinen Platz. Bezeichnend für die damaligen Zeitumstände und den offenen und ungeschminkten Charakter Jonelis ist das Schreiben, welches er am 24. Januar 1800 dem Justizminister des Direktoriums zukommen ließ und das wir hier wörtlich der trefflichen Arbeit des Dr. Türler obgenannt entnehmen und hier folgen lassen:

„Freiheit Gleichheit."

Thun den 24. Jenners 1800.

„Der Regierungsstatthalter des Kantons Oberland
An den Bürger Meyer, Minister der Justiz und der Polizei
der einen und untheilbaren helvetischen Republik.

Bürger Minister!"

„Freilich erhielt ich unterm 12. Dec. jüngsthin eine Auf„forderung — Ihnen in richtigen Thatsachen, die Ursachen „anzuzeigen, welche das sich allgemein äußernde Mißver„gnügen des Volks gegen die Regierung bezwecken; diese „Aufforderung ware freylich mit Ausdrücken von Mitgefühl „der Leiden und von aufrichtigem Bestreben demselben ab„zuhelfen begleitet, wenn Sie aber, Bürger Minister! be„denken, wie oft ich Ihnen in meinen politischen Rappörten „und bey andern Gelegenheiten, mit aufrichtiger Freymüthig„keit die Hindernisse schilderte, welche sowohl durch die Ver„faßung selbst, als durch unzweckmäßige Gesetze dem öffent„lichen Gang der Geschäfte in den Weg gelegt; wie oft ich „Ihnen den schlechten Zustand unserer Finanzen, die un„zweckmäßige und allzuhohe Besoldungsart der Beamten, „insonderheit der Gerichtshöfen; wie oft ich Ihnen die Ab„änderung der Besoldungsart dieser letztern durch ihre eigene „Sporteln; wie oft ich Ihnen die aus diesem Wirrwar end„lich entstehende Stockung aller Geschäfte vorgestellt; wenn „Sie ferner bedenken, wie wenig die Regierung geblendet „durch fränkische Nachäfferey diese Vorstellungen geachtet; „wie unveränderlich sie immer nach dem Ziel arbeitete, wo-

„durch der Untergang unseres Vaterlandes sich in sichtbar-„lichen Schritten näherte, so werden Sie mir verzeihen, wenn „ich mit dieser letzten Vorstellung zögerte. Noch jetzt stehe „ich an, Ihnen, Bürger Minister! diese Mängel in That-„sachen zu schildern, obschon sie meistens eine bloße Wieder-„holung meiner vorherigen Rappörten sind, weil ich weis, „wie gefährlich dergleichen Schilderungen für einen Beamten „sind, wenn sie die Fehler der Regierung aufdecken müssen, „wenn sie gleich mit den reinsten Absichten erfolgen; allein „da ich nun von Ihnen, unter beßern Außsichten, zum zweiten „Mal aufgefordert bin, so gehorche ich Ihren Befehlen.

„Den ersten Grund zu der bisherigen unglücklichen „Leitung der Geschäften und der alsobald nach der Revolu-„tion entstandenen innerlichen Zweytracht legte, meines Er-„achtens, das durch eine raachsüchtige Influenz bezwekete „Dekret des Generals Brune, welches den bisherigen Re-„gierungsgliedern der meisten aristokratischen Stände im „ersten Jahr den Zutritt in die Regierung untersagte. „Hierdurch wurden der Regierung jene Männer entzogen, „welche durch Erziehung und praktische Kenntniße in diesem „allerwichtigsten Zeitpunkt zur ordentlichen Einleitung der „durch die helvetische Revolution in ein Cahos gerathenen „Staatsgeschäfte so nöthig gewesen wären. Diese Ausschlie-„ßung vermehrte den Haß derselben gegen die neue Ordnung „der Dinge, behinderte die — in unserm Vaterland in diesem „Augenblick so nöthige Vereinigung aller Stände und war „— wie ich nicht zweifle — der Keim jener äußerlichen „Faktionen, deren Ausbrüche nicht nur der allgemeinen Ver-„theidigung unendliche Hinternisse in den Weg legte, sondern „es an vielen Orten mehr als der äußerliche Krieg ver-„wüstete.

„Nicht weniger gefährlich für die innere Ruhe ware der „26 Art. unserer Verfaßung; (Ausschluß der Geistlichen von „Staatsämtern) er machte eine Menschenklasse zu Feinden „der Regierung deren Freündschaft ihr in ihrer ersten „Schwäche so nöthig gewesen wäre.

„Der 20 Art. (Naturalisierung der Fremden) war dem „Volk ebenso verhaßt, weil er die bisherigen guten Armen-„Anstalten vernichtete, den Staat mit unabsehlichen Belad-„nissen bedrohte, allem fremden Gesindel den Eintritt in „Helvetien gestattet, und dem Bürger gegen den Fremden „ohne einige Rücksicht auf Reciprocitaet, die Hände bande. „Dergleichen Artikel passen für ein Land, wo Ueberfluß an „Früchten und Mangel an Bevölkerung und Industrie ist, „oder für ein anders, wo alle Armen-Anstalten zernichtet „und der Dürftige nirgends als in Diebstahl und Verzweif-„lung Zuflucht findet.

„Die im ersten revolutionären Enthusiasmus den frän-„kischen Befehlshabern von unserer neüen Regierung so frey-„gebig ertheilten Lobsprüche legten den Grund zum Haß „und Verachtung der übrigen Mitbürger gegen ihre neüen „Regenten, weil sie zu einer Zeit proklamiert wurden, wo „die öffentlichen Schätze und Zeughäuser von ihnen geplün-„dert und das Volk den gräßlichsten Excessen und unver-„schämtesten Forderungen des übrigen Militairs ausgesetzt „ware, und da es die Folgen der Revolution blos von dieser „Seite betrachtete und zu fernern politischen Urtheilen un-„fähig war, so waren ihm diese Lobsprüche desto unerträg-„licher und seine Verfaßer desto verhaßter, weil es dieselben „für seine Räuber bestimmt glaubte. Diese würkliche Ab-„neigung des Volks gegen die Regierung wurde durch die „seitherigen Beschäftigungen derselben vermehrt, weil sie aus „wenig anderm bestuhnde, als in Vernichtung bisheriger „Polizeygesetzen, Auswahl eleganter Costüme, für sie selbst „bestimmte große Pensionen und andern unnöthige Dispen-„sationen, hingegen an die so nöthigen Civil und Polizey-„Gesetze wurde, außert einem meist abgeschriebenen Crimi-„nalgesetz und Gesetzen über induvidduelle Gegenstände nicht „gedacht.

„Weder die enormen Ausgaben, welche unsern ausge-„plünderten Staat durch die so freygebig dekretierten Pen-„sionen aller möglichen Beamteten aufs neue belasteten, noch

„die unser Vaterland wirklich bedrohenden Folgen des für „dasselbe so unglücklichen Allianz-Traktats konnten die Re- „gierung abhalten, die damahlige fast einzige Finanzquelle „von Zehnten und Bodenzinsen zu verstopfen.

„Mit Hintansetzung der ersten Pflichten des gesellschaft- „lichen Vertrags wurde das allgemeine Interesse dem Eigen- „nutz aufgeopfert, der Staat verlor dadurch den beträcht- „lichsten Theil seiner Einkünfte, die Geistlichen ihre Pen- „sionen, die Armen ihre Unterstützungen, die Vorratshäuser „ihren Zufluß und viele Partikularen den größten Theil „ihres ihnen sowohl durch die natürlichen Menschenrechte „als die Constitution selbst zugesicherten Eigenthums. Frei- „lich wurde am Platz dieser Staats-Einnahmen das Auf- „lagen-Sistem vom 19. Weinmonat 1798 aufgestellt, allein „seine Ausführung konnte wegen seiner Complicitaet noch „bis jetzt blos in einigen Artikeln nemlich in den Einregi- „strierungs- und Stempelgebühren zu Stande gebracht „werden.

„In diesen zwey letzten Paragrafs ligt der größte Grund „des diplomatischen Wirrwars in welchem sich unser Vater- „land befindet; zu so vielen Ausgaben, womit dasselbe theils „durch die Verfaßung, theils durch den Krieg beladen ist, „finden sich keine Fonds und keine Einnahmen, die Beamteten „unserer Verwaltungen sind bey dem Volk verachtet, sind „oft ihren bittern Vorwürffen ausgesetzt, weil sie ihnen „ihre gerechten Forderungen nicht abtragen können und „werden dadurch nebst dem Ausstand ihrer Gehalten ganz „muthlos.

„Die Gerichtshöfe sind im gleichen Fall, ihre Sporteln „mußten sie einliefern und die ihnen versprochenen Gehalte „und Sitzungsgelder werden ihnen nicht bezahlt; freylich „hat der Direktorial-Beschluß vom 1. July ihnen die Spor- „teln auf Abschlag ihrer Gehälte von da an zugesichert, allein „das Gesetz vom 6. Merz hat sie so heruntergesetzt, daß sie „zu ihrer Entschädigung unbehelflich sind.

„Die Beamteten waren bis dahin diejenigen so zur „innerlichen Ruhe das meiste beytrugen, nun aber sind sie „so muthlos als das Volk selbst.

„Das Volk in diesem Kanton leidet noch immer unter „dem Druck einer äußerst langweiligen und kostspieligen „Prozeßform und erwartet mit Sehnsucht einen einfachern, „alle diese Mißbräuche vernichtenden Civil-Codex und ein „Polizey-Gesetz, durch welches die gänzlich darnieder liegende „Polizey wieder belebt und erneuert werde.

„Von ebenso schädlichen Folgen ist der zerrüttete Zustand „unserer Finanzen für das Militair, urtheilen Sie selbst, „Bürger Minister! wie wohl das Vaterland von Männern „vertheidigt wird, welche schon mit einem wiedrigen Vor-„urtheil gegen die Soldaten einer Nation ausziehen, an „deren Seite sie fechten sollen, wenn sie dann weder ernährt „noch bezahlt sind.

„Ich hätte Ihnen über dieses Fach noch verschiedene „Bemerkungen zu machen, allein würklich wird mein bis-„heriger Vortrag Ihre Geduld ermüden, deßwegen schließe „ich denselben mit folgender Bemerkung: Daß der Staat in „Absicht auf die Finanzen im gleichen Verhältnis stehe wie „eine Familie: Ein Hausvater, der durch kluge Sparsamkeit „seine Ausgaben mit seinen Einnahmen in ein richtiges „Verhältnis setzt, nicht mehr Gesinde unterhaltet als er zu „seinen Geschäften nöthig hat, jedem seine Beschäftigung zu „rechter Zeit und in behöriger Ordnung anweiset, ihre „Löhnung nach dem wahren Werth ihrer Arbeit bestimmt, „ihnen dieselbe zu rechter Zeit und richtig entrichtet, sie „durch keine unmoralischen Beyspiele zu schlechten Hand-„lungen verführt, ist sowohl von seinem Gesinde, als seinen „Nachbarn geehrt und reich genug, er mag wenig oder viel „besitzen.

„Da hingegen derjenige, der sich in allen obangezogenen „Fällen in eine entgegengesetzte Stellung setzt, bey seinem „Gesinde und seinen Nachbaren als ein übler Haushalter „verachtet und immer arm ist, er mag besitzen so viel er

„will. Eine gleiche Bewantniß hat es mit den Staaten und „denjenigen, welche sie regieren.

„Soll endlich unser Vaterland von seinem Untergang „gerettet werden, so muß ihm eine Verfaßung und Gesetze „gegeben werden, die mit seinem eisernen Boden und dem „Mangel an Hülfsquellen der andern Staaten bereichert, „vereinbar sind; sein Aufwand muß auf diese Lage passen, „und Sparsamkeit der Gesichtspunkt sein, auf welchen alle „Ausgaben gerichtet sind. Unser Reichthum muß durch „Sparsamkeit und unser Glück durch Fleiß und die Einfalt „unserer Sitten erziehlet werden.

„Darzu aber können wir erst alsdann gelangen, wenn „der Krieg von unsern Grenzen entfernt und unsere politische „Existenz gesichert ist."

Zur Charakteristik Jonelis gehört unstreitig auch noch folgendes Schreiben, welches er am 31. März 1800 an den Vollziehungs-Ausschuß gesandt. Es lautet:

„Br. V. R. (Bürger Vollziehungsräte). Schon im „Junius 1799 suchte ich in Gezimmenheit bey dem Vollzie. „Direktorium um meine Entlaßung an, die Gründe, welche „dasselbe bewogen mir meine Demission nicht zu ertheilen, „sind mir unbekannt, indem mein Entlaßungs-Begehren „unbeantwortet geblieben.

„Das nachherige weitere Vordringen der Kaiserlichen „Armee behinderte meine Wiederholung, weil ich meinen „Posten nicht zur Zeit verlassen wollte, wo das Vaterland „so hart bedroht war.

„Mit dem 23. künftigen Monats sind es 2 Jahre, daß „mir dieser Posten anvertraut und übertragen worden. „Ihnen Br. V. R. sind alle die Unannehmlichkeiten und „Gefahren bekannt, welche mein Amt während diesem Zeit- „raum, theils durch Bedrohung äußerer Feinde, theils durch „die im April 1799 im Kanton selbst ausgebrochenen Un- „ruhen begleiteten. Wenn ich meine geringen Fähigkeiten „erwege, mit welchen ich diese Stelle antrat, deren Wichtig- „keit mir nicht nur wegen der neuen Ordnung der Dinge,

„sondern wegen Mangel an theoretischen und praktischen „Kenntnissen ganz unbekannt war, wenn ich alle die Pflichten „erwege, welche ich damit verbunden fand, und die Ereignisse, „welche sich während diesem Zeitraum zutrugen, so schaudert „mir vor meiner Unvorsichtigkeit, mit welcher ich mich zu „ihrer Annahme entschloß. . . . . .

„Alle diese Gefühle vereint mit meinen körperlichen „Gebrechen, die ich ihnen schon in meinem damaligen Ent-„laßungs-Begehren angezeigt, erneüern die Wünsche in mir „zur Wiederkehr in meinen Privat-Stand" 2c. 2c. Zum Schluß des Gesuchs bittet er noch, seine Entlassung dahin zu gewähren, daß er mit Anfang Mai nach Hause zurückkehren könne. Eine Frist habe er noch nötig, um die rückständigen Arbeiten in seinem Bureau zu vollenden, dem er, um den erschöpften Finanzen eine kleine Ersparnis zu bezwecken, selbst als Chef vorgestanden sei.

Joneli war anfänglich der Helvetik durchaus nicht abgeneigt, was sein „Lettre envoyé au Directeur Ochs", den er am 5. Juillet 1798 von Thun aus an ihn gesandt hat, genugsam beweist. Wir zitieren bloß den Anfang des quäst. Briefs:

„Liberté Egalité. Citoyen Directeur!

„Je reçois l'agréable nouvelle que le sort vous a main-„tenant élevé à la place qui auroit du être destiné à vos „talens et à vos connoissances étendue dè les commen-„cement de notre Regeneration. La constitution qui forme „notre gouvernement est votre œuvre, pourquoi a-t-on tardé „un moment de mettre la râme de notre patrie dans vos mains, „de vous la recommander, de reconnoitre votre probité et „votre zèle."

Erst später, als Joneli die wahren Vaterlandsfreunde besser kennen lernte, wurde er wesentlich kühler gegen die neue Ordnung der Dinge und der Oberländer-Aufruhr, der hauptsächlich von seinem Heimattal ausging, hatte so viele Dornen auf seinen Lebensweg gestreut, daß er müde des undankbaren Ringens sein Amt niederlegte und sich in seinem

heimeligen Tal und Dorf zur Ruhe setzte. Ohne mehr ein öffentliches Amt zu bekleiden, lebte er nun im Genusse seines für damalige Zeit sehr beträchtlichen Vermögens, das schon im Jahre 1811 Fr. 75,000 betrug, ruhig und behaglich noch viele glückliche Jahre, bis am 28. Dezember 1825 im Alter von etwas mehr als 77 Jahren der Tod seinem Wirken und Leben ein Ziel setzte.

Was wir in vorstehenden Blättern brachten, ist zwar nur eine Episode aus dem bewegten Leben Samuel Jonelis. Aber sie heimelet uns an als Muster eines Beamten-Charakters. Hoch stand der reich begüterte Mann, aber wie bescheiden stand er da. Wie geringschätzig spricht der auf der Stufenleiter der Beamtungen Emporgestiegene in seinem Schreiben an den Vollziehungsausschuß von seinem Wissen und Können und schaudert sogar vor der Unvorsichtigkeit, mit der er sich zur Annahme der Stelle als Regierungsstatthalter des Kantons Oberland entschließen konnte. Das Wohl des Vaterlandes und das Glück seiner Mitbürger wollte er fördern und nichts betrübte ihn so sehr, als daß Zeit und Umstände seine guten Absichten vereitelten. Er verließ seinen hohen Posten nicht aus Feigheit, aber aus dem ehrenhaften Grunde, weil ihn die Mittel verließen, mit denen er seine guten Zwecke zu erreichen hoffte. Joneli war ein Mann, von dem, wie nicht leicht von einem andern seiner Zeitgenossen, die unserer Arbeit voranstehende Devise gilt:

In schweren Zeiten zeigt der Mann,
Wie viel er ist und was er kann.

Alraun und Liebe.

Eine Sagengeschichte aus den Alpen.

Von D. Gempeler-Schletti.

I.

Wer kennt nicht das wildromantische Diemtigental mit seinem prächtigen Viehschlag, seinen von Muternen und Adelgras strotzenden Alpentriften und seinen kühnaufstrebenden, massigen Felskämmen? Heute wimmelts da drinnen in geschäftiger Rührigkeit und ein glückliches Volk, kräftig, intelligent und derb, treibt Viehzucht und Landwirtschaft und hinten im Tal, in der Bäuert Schwenden, dem Schauplatz unserer Geschichte, tront auch schon eine hübsche Kuranstalt auf aussichtsreicher Warte. Vor vielen hundert Jahren sahs wohl anders aus da drinnen, als heute, und doch gabs auch damals Leute daselbst, denen eine Seele im Busen schlug, die Lust und Leid und das Spiel der Leidenschaften, wie die unsere bewegte. Dort stand einst am Talweg der Thiermatten, ein wunderhübscher Wiesenschoß des schluchtigen Tales, das einsame Häuschen des Ziegenhirten Mathias Schwendener. Etwas obenher gegen den Hellersbergwald zu hatte der Jäger und Wildschütze Michal zur Tannen, vom Volk gewöhnlich Michel Tanner genannt, seinen im Tannenschatten halb verborgenen Sitz. Das Häuschen des Ziegenhirten war einfach und hatte nur ein Stübchen mit einem Trittofen. Vor dem Stübchen befand sich eine kleine Küche, unter demselben ein entsprechender Kellerraum, der auch als Stall dienen konnte, und über demselben ein niedriges Gädelein, in das man vermittelst einer viereckigen Oeffnung, die sich über dem Ofen befand, gelangen konnte. Das Häuschen des Wildschützen war etwas größer, enthielt zwei Stüb-

chen, die nebeneinander lagen und neben der Küche eine kühle, dunkle Kammer, das Schlachthaus des Wilderers. Die Hand des Zimmermanns, die diese Häuschen gebaut hatte, war längst ein paar Fuß tief in die Erde gesunken und rührte keine Axt mehr. Die Schindeldächer der genannten Häuschen waren mit Moos bewachsen, in das sich die schweren, eckigen Schwarsteine, die gleichfalls von Moos und Flechten bedeckt waren, tief eingenistet hatten. Zwischen beiden Häuschen ging ein Fußweg. Der Ziegenhirt und der Wildschütze waren Freunde und sorgten dafür, daß nicht Gras auf dem Weg wuchs. Fast jeden Abend, wenn der Hirt seine Ziegen übergeben und sein Nachtessen bereitet hatte, nahm er seinen Weg nach dem Tannerhäuschen und blieb dort oft bis über 12 Uhr. Zwei Menschen, die sich gern haben, gleichen zwei Sonnenblumen, sie drehen sich beide der nämlichen Sonne zu. Mathias Schwendener, schön und schlank gewachsen, mit blondem Haar, blauen Augen und einem feinen Gesicht, war ein ächtes Naturkind. Weich und rein im Gemüt, wie eine Lilie, deren blendendes Weiß jedes Stäubchen trübt. Seinen Vater hatte er nie gekannt, denn er wurde im Wald von einer fallenden Tanne erschlagen, bevor sein Erzeugter das Licht der Welt, die Sonne, erblickte. Die Liebe, die Mutter Margaretha zwischen dem Vater und ihm hätte teilen müssen, fiel nun ungeteilt ihm zu und das war nicht gut. Die Mutterliebe hat keine Grenzen und nur ein Ziel: die blinde Güte, die dem Liebling alles gewährt, was zu gewähren ist, den Willen des Kindes in keine Schranken weist und durch Schwachheit und Nachgeben am Ende mit dem aufwachsenden Sprößling die Rolle tauscht und da gehorcht, wo sie befehlen sollte. Mathias, von Natur folgsam und gut geartet, machte zwar der Mutter nicht gerade viel Verdruß, allein er wurde zu weich, zu launisch, zu reizbar, zu empfindlich. Da die Mutter ihm keinen Wunsch zu versagen wagte und er bei allen Anständen stets recht erhielt, so forderte er auch ein gleiches von Seinesgleichen, mit denen er bald hier, bald dort auf den Spielplätzen zusammenkam. Er überwarf sich

daher fast immer mit seinen Spielkameraden und da ihm sein Schmollen nur Spott eintrug, so lief er fort oder blieb als ein verhätscheltes Muttersöhnchen zu Hause. Eine Ausnahme hievon bildete die sanfte und zarte Veronika auf der Wartegg. Der Eigensinn, der Kindern so oft die Freuden des Spiels verderbt, war ihr unbekannt. Gerne ließ sie sich vom Kameraden Mathias leiten, sein weiches, reizbares Wesen gefiel ihr, gerne spielte sie mit ihm unter den Ahornen am Bach, wo Witwe Schwendener wohnte, oder er mußte zu ihr auf die Wartegg kommen, wo er wieder andere und schönere Spielsachen zum Spielen fand. Auch die Natur ist eine Mutter, die erzieht. An ihr, die ihm nichts befahl, aber sich auch nicht um sein Schmollen kümmerte, hing er noch weit mehr als an der Mutter. Das rauschende Bächlein neben dem Häuschen trieb ihm seine Mühlen. In seinen „Glunten“ konnte er sich baden, aus den Weiden, die daran wuchsen, schnitt ihm der Jäger Tanner die Maienpfeifen und das Rauschen desselben lullte ihn wie oft unter dem Blättergezweige des Ahorns in einen wonnigen Schlaf. In der gegenüberliegenden, hochaufragenden, von Bändern und Balmen durchzogenen Schurtenfluh donnerten im Frühjahr mächtige Grundlawinen zu Tal, sprangen wie ein Wasserfall von Felsabsatz zu Felsabsatz, daß unter ihrer Wucht die Tannen brachen und die Erde erzitterte, und es schien fast, als ob sich durch ihr tief dumpfes Rollen und Donnern auch die Seele des staunenden Knaben vertiefte. So lange die Mutter lebte, waren die Wartegg und das Häuschen des Tanner-Michels seine liebsten Anziehungspunkte. Dorthin zogen ihn die zartsinnige Gefährtin und das unterhaltende Spiel, hierhin der gereifte Mann mit allen seinen Künsten. Bei Michel oben war bald eine geschossene Gemse, ein Fuchs, ein Hase, eine großäugige Eule oder auch ein lebendiger junger Gabelweih zu sehen, oder auch ein Schießgewehr auf die Wurf- und Zerstreuungsweite der Schrotkörner zu prüfen, kurz Michel hatte alles, was einen aufgeweckten, wissensbegierigen Knaben interessieren

konnte. Als Mathias 16 Jahre alt war, da kam für Mutter Margaretha das Scheiden von ihrem Liebling. Nach kurzer, aber schwerer Krankheit legte sie sich nieder zum Grabesschlaf und ließ den Verwaisten allein. Von jetzt an tat sich dem Jüngling erst die Welt auf. Nun mußte er sich fortan selbst leiten und da auch das für sich sorgen an ihn kam, weil keine arbeitende und sorgende Mutter mehr da war, so schloß er sich, wie an einen Vater, an den Wildschützen Tanner an und dieser freundliche, dienstfertige und erfahrene Mann, der von dem schwärmerischen, lernbegierigen Jüngling, in dessen Seele für alles Naturschöne die Flamme der Begeisterung brannte, seine Freude hatte, wurde sein Freund und Führer. Auf seinen Rat wurde Mathias Ziegenhirt und hatte damit einen Beruf, der ihm zur Sommerszeit ein genügendes Auskommen sicherte und im Winter versorgte ihn ein durch einen glücklichen Zufall ihm in die Hände gespieltes Handwerk. Ein fremder Korber war ins Land gekommen, der sein Handwerk sehr gut verstand und viel Arbeit hatte. Diesem gab Mathias Platz in seinem Häuschen. Im Keller konnte der Korber seine Ruten und seine fertige Arbeit aufbewahren und das Stübchen bot Raum genug für die Geflechte und im Oberstübchen oder Gädelein war Raum zum Schlafen. Den Tag über, wenn die Ziegen im Waldschatten weideten oder Mittagsruhe hielten, half Mathias dem Korber Haselstöcke, Weidenruten und Flechtwerk schneiden und nach Hause tragen. Abends, wenn die Ziegen des Hirts ihre strotzenden Euter zum Stall getragen hatten, saß er beim Korber und sah aufmerksam zu, wie er die Haselstöcke entrindete und glatt schälte und, indem er sie am Knie bog, die Schienen absprengte, diese mit dem Schienen- oder Geflechthobel glättete und in gleicher Breite zurecht schnitt. Mathias war behülflich, gab dem Korber zu essen und zu trinken und dieser war nicht neidisch, zeigte dem gelehrigen Burschen gar gern alle seine Künste und Kniffe und ließ ihn selbst Hand anlegen, da ja die mehrgefertigte Arbeit auch ihm zum Vorteil gereichte. Als nach einem

halben Jahr der Korber wieder fortzog, verstand auch der Ziegenhirt die nützliche, hübsche Kunst und wußte gleich diesem Hutten und Körbe mit farbigen Bändern und Einlagen zu zieren. Das nötige Werkzeug verkaufte ihm der Korber um billigen Preis, den Gebrauch desselben verstand er nun und so wurde Mathias Schwendener in kurzer Zeit ein Korber, der Arbeit genug hatte. Holz zu Huttenrippen und Bodenbrettern gab der Wald, Ruten zu Geflechtwerk die Häge und Sträucher und mit den im Wasser aufgeweichten Schienen, Ruten und Bändern ließ sich sehr gut auch im Winter flechten. Ging das Handwerk nicht, so gabs Raubtierarbeit. Nachbar Tanner hatte unweit von seinem Häuschen eine Fuchswart, eine Art Höhle, in den Boden gegraben und dieselbe mit Stroh und Lische auswattiert und mit einer Schießlucke und einem Sitz versehen. Auf Schußweite davon wurde in den Schnee eine Fleischbeize gelegt. Um nicht allein in stillen Nächten Meister Reinecke, der oft wunderliche Launen hatte, erwarten zu müssen, hatte der Tanner Michel den Mathias schießen gelehrt und ihm eine Büchse geschenkt. Wenns Nacht war, begaben sich dann zu gelegener Zeit dicht vermummt die Beiden in ihre Höhle, richteten die wenig vortretenden Rohre durch die Spalte nach der Beize und blickten unverwandt ohne ein Wort zu sprechen nach der Stelle, wo der Köder lag. Bewegte sich dann, oft erst nach stundenlangem Warten, ein dunkler Schattenkörper vor dem Rohr der Beize zu, dann piff! paff! ein fast gleichzeitiges dumpfes Knallen und selten verfehlten die kundigen Schützen ihr Ziel. Die Bälge der erlegten Füchse wurden abgezogen, getrocknet und dann an einen Pelzhändler, der jedes Jahr das Tal besuchte, verkauft. Im Herbst, wenn die Hutschaft zu Ende war, schlich Mathias dann im Gebirge mit seinem Freunde den Gemsen nach. Auf diesen gefährlichen Fahrten lernte er furchtlos über Abgründen durch Grasbänder kriechen, der Tierlauf der Schurtenfluh war ihm nur ein Spaziergang und auf überhängenden Felsgesimsen nur auf einem Schuhabsatz zu stehen, mit der Sohle

und dem ganzen andern Fuß in die Luft hinauszumessen und einen seiner melodisch schönen Jauchzer hinab in die grausige Tiefe zu senden, war für ihn nur ein der Gefahr trotzendes Vergnügen, kein Wagestück. Den Vogel traf auch er fast so sicher wie der Tanner-Michel im Flug und den Gemsbock im Sprung; scharf war sein Auge, fest seine Hand und kühn bis zur Verwegenheit sein Wagen in Gefahr. Im Frühjahr, wenn im Tal der Crokus zu blühen anfing, der Huflattich sein goldgelbes Blumenkörbchen an die Sonne stellte und in den Bergen der Schnee einem Pantherfell glich, dann gings auf die Hühnerjagd und wie oft mußte der balzende Auerhahn sein süßes Liebesmühen mit dem Leben bezahlen. Sicher traf immer der Wildschütz, was ihm vors Korn lief. Im Schaft seines Gewehres verborgen lag ihm die Gemswurz, die hoch oben im Geröll der Berge wächst und die Kraft hat, insofern sie im rechten Zeichen gegraben worden war, des Schützen Blei sicher ans Ziel zu leiten. Auf einem ihrer vielen Ausflüge entdeckten sie auch im Felsrevier der Spillgerte in der Grimmischlucht das Schwarzerdbrünnlein. Sie brachten Wasser davon ins Tal, probierten es und fanden es von wunderbarer Wirkung für innerliche und äußerliche Krankheiten, wie Knochenfraß, Lähmungen, Geschwüre, Gicht und dergleichen. Wer in diesem Wasser badete, fühlte sich wie neugeboren, wer seinen Appetit verloren hatte und davon trank, der konnte kaum mehr satt werden. Von da an kannte das Volk das Grimmiwasser, holte es stundenweit herunter ins Tal und erfreute sich seiner Heilwirkung, aber erst der jüngsten Zeit war es vorbehalten, aus ihm eine Heilquelle zu schaffen. Auf dem Blasenberg suchten die kühnen Jäger auch die verborgene Goldader, aber ein böser Geist soll es ihnen gewehrt haben. Viele sogenannte Künste hatte der junge Schwendener von seinem Nachbarn, dem Wildschützen gelernt; aber an die schwerste und gefährlichste von allen Künsten, das Ausgraben der Zauberwurzel, die noch als Ueberbleibsel aus längst vergangener Zeit in dem sonnigen Felsgebiet des Niederhorns

zu finden sein sollte, an diese Arbeit hatten sie sich bis dahin noch nicht gewagt. Die Jugend vergißt leicht über dem zweiten Tag den ersten und die Gräber der Verschollenen werden von den Ueberlebenden mit Füßen getreten und was gemäht ist, wird hinter sich geworfen. In kurzer Zeit hatte Mathias die Staub gewordene Mutter vergessen und blickte, von keiner Sorge beschwert, so frisch in die Welt, wie ein Regenbogen auf die regenerquickte Flur. Wenn der Frühling kam und die Hutschaft wieder anging, stand er jeden Morgen und lange bevor die Sonne in den Grasperlen ihre Farben glitzern ließ, draußen im Feld. Um seine Schultern hing ein Ziegenfell, darüber an einer Schnur das gewaltige, gekrümmte und geschweifte Horn, das einst der größte Ziegenbock der Herde vorangetragen hatte. An der Seite hing ihm die Tasche mit dem Mittagsbrot und in der rechten Hand schwang er die weitausreichende Geißel, mit der er die Truppe leitete. Sobald in weithinhallenden kurzen Stößen sein Horn erklang und seine hellen melodiereichen Jauchzer in der Schurtenfluh ein vielstimmiges Echo weckten, dann traten die Frauen und Mädchen von Thiermatten mit ihren Ziegen und Zicklein vor die Ställe und ließen die gemolkenen lieben Haustiere dem stets anwachsenden Trupp sich anschließen. Freundlich grüßte der Hirt, lüpfte seinen breitkrämpigen Wetterhut mit der Spielhahnfeder, nahm die Ziegen in Empfang und trieb seine lustig dahintrampelnde Herde über die Filderichbachbrücke die Wartegg hinauf und bergan, bis sich das Schellengeklingel im nahen Wehriwald verlor. An schönen Tagen zur Sommerszeit stieg er mit seiner buntfarbigen Schar den steilen Wehriweg hinauf, auf den Maniggrat zum Klingelloch, in dem man hinabgeworfene Steine zehn Sekunden lang von Absatz zu Absatz fallen hörte, oder er trieb sie hinab auf die Triften des Seebergs und sog in vollen Zügen den Duft und Glanz in seine Seele, den der Morgen auf einer jungbeblümten Alp gewährt.

Wenn droben auf grasgrünen Almen
Er lag in der Sonne Licht,
Und Lüftchen mit blühenden Halmen
Ihm kühlten das heiße Gesicht,
Und um ihn graste die Herde
Mit lieblichem Schellengetön,
Da fand er auf Gottes Erde
Kein Leben wie seines so schön.

Währenddem die Tiere am duftigen Gras ihre Euter zum Strotzen mit würziger Milch füllten, zog er öfters hinüber zum lieblichen See, der im Schatten des Muntiggalms mit seinem kleinen Eiland in der Mitte und seinen Alpenrosen und solchen am Uferrand in träumerisch stiller Schönheit und von beblümten Alpentriften umrahmt in einer Mulde lag. Hier verträumte in der Folge der junge Schwendener wie manche schöne Lebensstunde. Schöner noch als der nächtliche Sternenhimmel erschien ihm des Wassers Pracht, wenn die Sonnensterne des Sees von einem sanften Wind bewegt über die grünlichbläuliche Fläche zu gleiten schienen. Das Gluckſen des Wassers am Ufer kam ihm als die Sprache verborgener Wassergeister vor und in der unergründlichen Tiefe, die der See haben sollte, mußten die Zauberhöhlen und die Wohnungen dieser Unsterblichen sein. Hie und da traf es sich, daß auch sein Freund, der Jäger, mitkam. Dann stiegen sie zusammen, flink wie die Gemsen, über die glatten Karren des See- oder Röthorns hinauf, pflückten auf der aussichtsreichen Warte desselben den weichstengligen, zierlichen Gletscher-Enzian und mit Staunen und Begeisterung schweifte Schwendeners Blick über die bunt durcheinander gewürfelten Tälchen und Schluchten, die grünrasigen, herrlichen, zwischen den Bergketten eingebetteten Alpentriften und die dunkeltrotzigen Felshöhen des Gsür, der Männlifluh, des Wirgigalms, des hochemporstrebenden Albrist und den hinter ihnen auftauchenden, namenlosen Schneeberge. Rechts neben den Höhen der Rinderalp und in weiter Ferne stiegen die beiden ihnen schon bekannten

Riesen auf und in der Tiefe lag blau wie über ihren Häuptern der Himmel ein Streifen des Wendelsees. Wenn der Hirt abends heimzog mit seinem hüpfenden, meckernden, gehörnten und ungehörnten Ziegenvolk, wenn der Sonne Abendgold vorglühend und nachglühend die Felszinken umsäumte und zweimal den purpurnen durchsichtigen Vorhang fallen ließ, dann sanken seine Lieder und Jauchzer in melodischer Fülle und Stärke zu Tal und seine Geißel durchknallte die Luft, daß Alpenkrähen und Dohlen-Raben ängstlich kreischend und scheu davonflogen. In seinem breitkrämpigen, spitzzipfligen, mit duftigen Alpenblumen umsteckten Hut und seinem Ziegenfellwams glich er von Ferne einem Wilden des Urwalds und sein gekrümmtes breites Horn, das sich in seiner Breite fast bis zur Schneide verdünnte, konnte gar wohl für ein Schwert genommen werden. An seinem langen Bergstock mit dem viereckigen Stahlstift hingen fast immer ein paar zierlich gruppierte Alpenblumensträuße, mit denen er gerne die Leute beschenkte. Den schönsten aber, der in der Mitte einen Stern von Alpenvergißmeinnicht trug, überreichte er jedes Mal seiner Jugendfreundin Veronika auf der Wartegg. Veronika war ein schmuckes, schlankgewachsenes Töchterlein, das in der selbstlos glücklichen Zeit seiner Kinderjahre seine liebste Gespielin war und wie gerne empfing er nun für seine Blumenspenden von der ihrer Blütezeit entgegenreifenden Veronika den Dank, der ihm aus ihren tiefblauen Augen entgegenstrahlte und aus ihrem feingeschnittenen, roten Mund entgegen tönte.

II.

Pitt Gottwald auf Wartegg war eine eigentümliche Persönlichkeit, eine gigantische Ausnahme in dem stillen Tal. Wegen seiner auffallenden Größe und Stärke nannte man ihn auch scherzweise den Wartegg-Goliath, trotzdem er nur selten vor die Philister trat, um ihnen Hohn zu sprechen. Wild und struppig war sein Haar und sein langer, schwarzer Bart glich einer dichten hängenden Rauchwolke. Seine

Stimme klang rauh, tief und abgemessen, seine Befehle glichen dem Blitz, der aus gefahrdrohenden Wolken züngelt. Sein Zorn entlud sich in gewaltigen Donnerschlägen und wehe dem, den er traf. Aber wie mild und gut konnte andrerseits diese gefürchtete Gestalt auch sein. Sein Gemüt glich einem Saatfeld, in dem ein jäher Sturm die schönsten Halme gebrochen haben mußte. Ein einziger derber Schicksalsschlag genügt oft, dem Lebensweg des Menschen eine andere Richtung zu geben, eine einzige, recht bittere Pille vergiftet das Blut und eine einzige recht bittere Erfahrung kann das Menschengemüt gegen Gott und Mitwelt verstimmen. Aus fremdem Lande war vor Jahren Pitt Gottwald dahergekommen. Niemand wußte, woher er kam. Er glich dem Zugvogel, der ohne Heimatschein sich eine Niederlassung sucht. Nichts brachte er mit sich als ein kleines Töchterlein, das er Veronika nannte und das kaum vier Jahre zählte. Eine Kiste voll Geld und eine Kiste voll Kleider, das war sein Bürgerbrief. Er kaufte die Wartegg auf Thiermatti, das Gut im Schlatt und eine Alp am Seeberg, baute auf Wartegg ein hübsches, geräumiges Haus, schaffte sich einen Viehstand von auserlesenen Viehstücken an, hielt Knechte und eine Magd, gab Taglöhnern viel Arbeit und war trotz seiner wilden und rauhen Außenseite ein recht guter Mensch, der, obgleich er sie nie gesucht hatte, Zutrauen und Achtung in ganz Schwenden genoß. Jedem Armen, der arbeiten wollte, gab er Arbeit und guten Lohn. Almosengenössige wurden gespeist und getränkt und gekleidet, Bedrängte, die sich nicht zu helfen wußten, erhielten zinslose Vorschüsse, Rat und Anleitung. Menschen und Tieren wurde er nicht selten ein hülfebringender Arzt, weil er Medizinen zu bereiten verstand, von denen Niemand etwas wußte. Aber auf Strolche, Taugenichtse, Betrüger und Anschwärzer fuhr seine gewaltige Faust nieder wie ein Wetterstrahl und ein wildes helles Lachen schüttelte seinen gewaltigen Urwald am Kinn, wenn sein großer Hund, den er Schnapp nannte, solchem Ungeziefer die Kleider vom Leibe riß. Eines bloß

wurde bekannt von der dunkeln Vergangenheit dieses merkwürdigen, extremen und doch so guten Mannes. Er war im fremden Lande verheiratet gewesen mit einer bildschönen, liebreizenden jungen Frau. Die Frucht ihrer Liebe war das mitgebrachte Töchterlein, schmuck und schön wie eine aufbrechende Rosenknospe. Ein falscher Freund verliebte sich in dessen Mutter, schnappte sie weg und entfloh mit der Treulosen, die Mann und Kind im Stiche ließ, über die salzige Meerflut. Furchtbar war der Schmerz des so schwer betroffenen Mannes, denn er hatte seine Frau über die Maßen geliebt. Ihre Untreue entflammte seinen Zorn, verbitterte sein Gemüt und reifte in ihm den Entschluß, alles zu verkaufen, fortzuziehen und von Felsen eingeengt in einem wilden Bergtal von seinem Schmerz sich zernagen zu lassen. So kam er nach Schwenden in Hinter-Diemtigen. Seit seinem Unglück war ihm jedes Wort, das den süßen Klang des Wortes Liebe vor ihm anzutönen wagte, ein Gräuel. Das stand auch festgenagelt in seiner starken Seele, daß seine liebe Vroni, wie er seine Veronika mit dem Kosenamen zu nennen beliebte, niemals heiraten und stets bei ihm bleiben sollte, damit er nicht auch einmal an ihr erleben müsse, was er an der ungetreuen, buhlerischen Mutter erlebt hatte. Und was hat ein Vater davon, pflegte er oft zu sagen, der ein Kind in aller Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit erzieht? Wie ein Wegelagerer aus dem Gebüsch taucht unversehens ein abgefeimter Spitzbube auf, schmeichelt dem Vater die Tochter weg, verschwindelt und verpraßt ihr Mitgebrachtes und stürzt Frau und Kinder ins Unglück. So kanns einem Vater gehen. Die Liebe ist ein Gift und weil es süß ist, betäubt und betört es die Weisen und die Toren. Ob Gottwald sein eigentlicher Name war, konnte Niemand sagen. Er klang fremd im Tal und glich einem willkürlich angenommenen. Sein Dialekt klang gleichfalls fremd, fremde Sprachen waren ihm bekannt und da er in vielen Dingen Bescheid wußte, die sonst niemanden bekannt waren, so hielten ihn die Talbewohner für einen, der mehr als Brot essen könne und scheuten sich, ihn

zu beleidigen. Seine Knechte und Mägde mußten pünktlich tun, was er befahl, half eine Zurechtweisung nicht, so gabs eine zweite und schärfere. Blieb auch die ohne Erfolg, so kam der Marschbefehl. Von Stund an mußte das Haus geräumt werden. Den gemessenen Befehl Gottwalds versuchte kein Zaudern zu hemmen, weil niemand gerne von der riesigen Faust des Erzürnten das Fliegen erlernte. Mit dem Tanner-Michel war Gottwald schon früh in freundschaftlicher Weise bekannt geworden und folglich auch mit dem Ziegenhirten, der in jüngern Jahren, wie wir bereits wissen, der bevorzugte Spielkamerad seines Töchterleins gewesen war, das ihn und andere oft genug auf die Wartegg kommen hieß, oder mit ihm unter den Ahornen beim Schwendener Häuschen mit Gabelkühen, die der Mathias aus Ahornzweigen schnitzte, spielte. Sehr oft und gerne brachte der Wildschütze Tanner dem reichen Nachbarn ein hübsches Gemsböcklein, ein fettes Häschen, eine Wildtaube oder einen Spielhahn und empfing dafür reichen Lohn. Hie und da versuchte sich auch Pitt im Jagen im Gebirge und ließ sich vom Tanner-Michel die guten Warten zeigen. Allein er war zu gewaltig dazu. Schon ein haushoher Felsschopf verursachte ihm Schwindel, in den Geröllhalden kam seine herkulische Gestalt ins Rutschen und zum Treffen mit dem Gewehr fehlte ihm neben dem richtigen Zielen auch die Gemswurz. Gerne dagegen ließ er sich vom Ziegenhirten Alpenblumen ins Haus stellen und erfreute sich an deren Schönheit und ihrem Wohlgeruch. Von der Alpenrose, der Goldaurikel und dem Edelweiß, der berühmten Wildfräuleinblume, behauptete er, sie seien die Sinnbilder der menschlichen Tugenden. Die Alpenrose sei das Sinnbild der Schönheit im Kleide der Hoffnung und Liebe. Das Edelweiß das Zeichen der Keuschheit, Sittenreinheit und Unschuld und die Primel der Felsen das der Gemütstiefe und Herzensgüte. Die Schönheit aller drei ist der Stolz der Berge, aber vor der Habgierde der Menschen ziehen sie sich bescheiden und genügsam in die Steineinöden zurück und die Goldaurikel

schließt bescheiden ihre schönen Augen, sobald die andern Blumen sich zeigen wollen und noch bevor der Winterschnee ihr aus den Locken rinnt. Das liebe Töchterlein, das allmälig zur Jungfrau herangewachsen war, sollte keine Stubenmaus sein, es durfte und sollte sich zeigen, es durfte duften und blühen und unter den Mädchen-Talblumen selbst eine Blume sein. — Gefahr war dabei keine zu fürchten. Veronika kannte des Vaters Willen und sein eisernes Wort war ihr Gesetz. Im Sommer durfte sie hinauf auf den Seeberg und wochenlang da oben bleiben, wenn das Wetter gut war und es ihr gefiel. Hätte man sie, als sie 17 Frühlinge zählte, mit den Blumen der Alpen vergleichen wollen, so hätte man gesagt, sie sei so schlank, wie der Purpur-Enzian, ihr Mund so rot wie die Felsennelke, ihr Auge so blau wie die Strahlen der Alpenaster und ihre Haut so fein und durchsichtig, wie die Blütenglocken der Paradisia. An Bescheidenheit glich sie dem Veilchen und von den vielen Formen der Liebe kannte sie bisher nur eine, die Liebe zum Vater, der andrerseits sein Kleinod hütete, wie die Zwerge der Berge in den Felsenkammern das rote Gold. Jedes Frühjahr, wenn der Ziegenhirt Mathias die ersten Goldaurikeln von den Felsen brach, die weißen, weichen Anemonen mit den zerschlitzten Stengelblättern, die blassen, zarten, feingespitzelten Soldanellen dazu gesellte, sie in einen Strauß zusammenband und der Veronika Gottwald brachte, da erwachte in ihr jedesmal eine unendliche Sehnsucht nach den Bergen. Wie liebte sie diese ersten Frühlingsboten, welche die Sonne dem Winter abgetrotzt hatte. Sie stellte sie in ein Gefäß, begoß sie mit Wasser, bewunderte ihre Schönheit, erlabte sich an dem lieblichen Duft, der die Stube füllte und beneidete die Bergmännchen, die den Winter hindurch in ihren Höhlengrotten selig träumen und zur Sommerszeit in ihren Alpengärten an Blütenpracht und Wohlgeruch in Sonnenschein und Mondesglanz eines ungetrübten Glücks sich erfreuen konnten. Wie oft mußte der Ziegenhirt, wenn er ihr Blumen brachte, die ihm reichen Dank eintrugen, ihr die Sagen und Wunder-

geschichten erzählen, mit denen ihn der Wildschütz bekannt gemacht hatte. Vater Gottwald störte diese Besuche des Ziegenhirts nie. Er gönnte seiner Tochter die herzliche Blumenfreude und zum Lohn dafür durfte der Hirt zur Sommerszeit täglich in der Sennhütte am Seeberg Einkehr halten und willig dargeboten genießen, was die Sennenwirtschaft an würziger Molkenkost zu bieten vermochte. Dafür war aber Mathias auch seinerseits, soviel er konnte, dankbar Während seine Ziegen an den Hängen der Berge mit eifersüchtiger Eile die würzigen und milchreichen Kräuter aufsuchten, mit lieblichem Schellengetön, angeführt von der Meistergeiß, in zerstreuter Ordnung einerlei Weidezug verfolgten oder um die Mittagszeit auf grüner Trift, auf luftiger Grathöhe oder im Waldesschatten sich lagerten und wiederkäuend ein paar Stunden Rast hielten, war der Ziegenhirt in der Sennhütte ein gern gesehener, arbeitswilliger Hüttenbub, der allen diente, sang und sprang und von allen geliebt wurde. Er half die Milchgeschirre reinigen, holte Wasser beim entlegenen Brunnen, Holz von der birnformigen Scheiterbige vor der Hütte, half die Ställe misten und lief wie ein Grattier nach Gestelen hinüber, nach dem Mänigwald, nach der Muntigalp oder sonst wohin, wenn es Botschaften und dergleichen zu überbringen galt. Vom Tal herauf brachte er früh morgens dem Sennenvolk Brot, Fleisch, Salz 2c. und dem lieblichen Sennenkind gar sorgfältig verpackt und gerne das Nähzeug, einen Sommerhut, einen Regenschirm oder was sonst sein Herz begehrte. Wenn er den steilen Wehriweg hinaufstieg und der Schweiß ihm wie die Traufe vom Dach von der Stirne rann, waren ihm die spitzigen Steine, die bei jedem Tritt unter seinen Füßen wichen, wie ein Moospolster und die schwerste Last schien kaum seine Schultern zu drücken, wenn er für Veronika Gottwald sein Räff oder seine Hutte beladen hatte. Wie pochte sein Herz vor Freude, wenn er ihr die ersten reifen Kirschen, ihre Lieblingsfrucht, die ersten Birnen und Aepfel und die ersten duftigreifen Erdbeeren überbringen konnte.

Von den Felsgesimsen und Grathängen holte er ihr das reizende Edelweiß, die herrlich blaue Bergaster, die harzig duftende Alpenrose und die goldene Arnica, deren Körbchenstrahlen so weich waren wie Veronikas goldblonde Flechten, die ihr über den schneeweißen Nacken herabhingen. Fast schien es, als obs auch die Ziegen gemerkt hätten, wie gerne ihr Hüter in der Sennhütte verkehrte, sie ängstigten ihn nicht mit ihrer naschhaften Wildheit, zogen um den See herum ihre Kreise, oder suchten in den Felsen das Wildgras auf. An diesem See weilte und spazierte Veronika über alles gerne und pflückte zum Busenstrauß das schöne Blümchen, das ihren Namen trug. Dieses stille Wasser, das nur ein Windzug zu kreuseln vermochte, kam ihr so geheimnisvoll vor, wie eine verschlossene Menschenseele, die ja, wie dieser See, nicht zu ergründen war. Wie zaubrisch schön waren die glitzernden Sonnensterne, die ein leiser Windhauch über das Wasser zu tragen schien, das, wenn die Muntigfluh, wo das Edelweiß, die Brautkranzblume der Bergmännchen, wuchs, ihre Schatten auf dasselbe warf, fast unheimlich dunkel erschien und in der Tiefe allerlei Gestalten erscheinen ließ. Das kleine Eiland in der Mitte, auf das einzig die Bergraben und Wildtauben im Fluge rastend sich niederließen und das noch kein menschlicher Fuß betreten hatte, erschien ihr als eine Wohnstätte geheimnisvoller Berggeister, die in den Klüften den Sturm erzeugten und im goldenen Sonnenlicht die blauschwarze, süße Heidelbeere reifen ließen. Die kleinen Steininseln am Uferrand des Sees, die der Sommer gleich einem dichten wulstigen Polster mit Alpenrosen überzog und von denen der Rosenstein gleich einem Feuerbusch glänzte, erregten wie oft in ihr die Lust, sie betreten zu dürfen. Aber der See barg ja, wie die Leute sagten und verschiedene Sennen gesehen haben wollten, ein grausiges Ungeheuer, das zuweilen zur Oberfläche heraufschwamm und alle durch seine riesige Ungestalt erschreckte, die sich in die Nähe des Ufers wagten. Sie vermied es daher, allein dahin zu gehen. Sie ging nur, wenn der Mathias

sie begleiten konnte und mit Schrecken und lieblichem Schmollen sah sie ihn auf den Rosenstein übersetzen, um ihr von da aus die schönsten Blütendolden in den Schoß zu werfen. Gewiß zieht dich einmal der Lindwurm hinab in die verborgene Tiefe und du büßest deine Lust, mir gefällig zu sein, mit dem Leben. So strafte sie ihn mit lieben Worten, wenn er wieder neben ihr am Ufer saß und ihr aus Alpenvergißmeinnicht ein mit Alpenrosen gemischtes Kränzlein flocht, das sie in ihrem Stübchen ins Wasser legte und blühen ließ, bis es verwelkt war. An Regentagen blieb der Ziegenhirt mit seiner Herde in der Tiefe und Veronika besorgte dem Sennenvolk die ihr zukommenden Verrichtungen, begoß ihre Blumen und erfreute sich an ihrem Duft und ihrer Schönheit. Aber wie lang erschienen ihr die Tage, an denen der Ziegenhirt nicht da war und mit seinem Singen und Jauchzen Stall und Feuerstatt erfüllte oder sie an den See geleitete. An solchen Tagen hatte aber auch der Ziegenhirt keine Jodler, träge hing sein Horn an seiner Seite und die am Stocke aufgewundene Geißel hatte keine Lust, zu knallen. Die Krämpe des breiten Wetterhuts hing ihm tief herab in die Stirne, aus den aufgesteckten Blumen rann das Wasser und abends, wenn seine Ziegen fröhlich meckernd und die strotzenden Euter wiegend die Gassen dahinzogen, war er verstimmt, mürrisch und grüßte in nachlässiger Selbstvergessenheit oft die Leute nicht, die ihm begegneten. Was war es wohl, das den beiden jungen Leuten solche Tage so langweilig werden ließ? Wir wissen es ja, es war das Wetter. Schlechtes Wetter lagert sich aufs Gemüt, wie der Nebel auf das Land, sie drücken beide zu Boden und verdecken dem Auge das Himmelsblau. Nach der Heuernte zog auch Pitt Gottwald auf einige Tage auf die Alp hinauf, um nachzusehen, wie sein Senntum geführt werde. Der Tag von Pitts Ankunft glich einer Gerichtsverhandlung mit Sentenz ohne Appellation. Ueber Alles mußte Rechenschaft abgelegt werden. Wenn im Käsegaden, Speicher, Stall, im Milchgaden, in den Schweineställchen, in der Heuerstatt und

in den Stuben nicht alles sauber und geputzt aussah, der Käsekessel nicht wie ein Spiegel glänzte, dann gabs ein Donnerwetter nach dem andern. War nicht das nötige Holz bei der Hütte, war der Mist nicht gehörig auf dem Läger verspreitet worden, waren die Schutzzäune nicht fest genug, Gebsen und Geschirre nicht rein und blank, dann war auch beim blauesten Himmel nicht gut Wetter auf dem Sennberg. Wer zum zweitenmal über einer groben Nachlässigkeit ertappt wurde, der hatte ausgedient. Er wurde abgelöhnt und ein barscher Abschied wies ihm den Weg. Auch Mathias und Veronika fühlten sich in den Tagen, in denen Vater Gottwald auf der Alp Gericht hielt, in ihrem Umgang beengt. Es fehlte ihnen die alte Vertraulichkeit, sie mieden sich und wußten doch nicht warum. Sie waren sich keiner Schuld bewußt, sie vernahmen nichts als freundliche Worte vom strengen Pitt und doch war es ihnen, als wenn irgend ein Unrecht, das sie selbst nicht kannten, auf ihnen laste, wenn sie seinen Blicken begegneten. Und doch war Pitt kein Haustyrann, er konnte belohnen wie strafen und wie schön und wohlgemeint floß ihm das Lob vom Munde, wenn er in der Arbeit seiner Angestellten deren Fleiß und Treue sah. Wenn Gottwald wieder zu Tal stieg, so kam es beiden vor, als ob sich Wolken zerteilen und ein warmer Sonnenstrahl ihre Pulse belebe. Sie sahen es nun wohl ein, es war des Meisters Strenge, die ihre Fröhlichkeit gebannt hatte. Eine Gewitterwolke, die über dem Haupte schwebt, ist immer gefährlich, auch die kleinste Erschütterung kann sie entladen. War die schöne Sommerszeit vorbei und kam der Winter, so sahen Veronika Gottwald und Mathias Schwendener einander selten mehr. Ein tiefer Winterschnee in einem Hochtal gleicht einem Leichentuch; er hüllt die Menschen ein und sargt sie ein in ihren warmen Stuben. Das Aneinanderdenken können aber selbst die wildesten Schneestürme nicht verhindern und in diesem Seelenspiegel betrachteten Mathias und Veronika tagtäglich ihr Bild. Veronika unterstützte die Magd in den Hausgeschäften, sang dem Vater in der

Abendstille ihre vom Ziegenhirt erlernten Lieder vor und entlockte ihm mit ihrem Märchengeplauder manch wohlgefälliges Lächeln, währenddem er mit Wohlgefallen sich in ihre lichtblauen Augen versenkte und seine Seele an dem Gedanken labte, daß ihm das Kleinod seiner ersten unglücklichen Liebe kein Kindsräuber unter der Maske eines Tochtermanns entreißen und unglücklich machen könne. Schwendener Mathias flocht den Winter durch wieder seine Geflechte, wozu er den Sommer über das Material gesammelt hatte; oder er ging mit seinem Freunde, dem Wildschützen Tanner, auf die Jagd und abends, wenn es günstig war, auf die Fuchswart. Da gabs mit dem listigen Reinecke manchen Strauß auszufechten, manche Kunst zu erproben und in Tanners warmer Stube würzten auch allerlei Spuck-, Jagd- und Gespenstergeschichten die langen Winterabende. So folgte eine Abwechslung der andern. Reizend für Mathias waren auch die beim Mondenschein ausgeführten Nachtfahrten auf dem hartgefrornen, glitzernden Schnee. Bei denselben wurde hie und da auch das Warteggbaus gestreift. Gingen sie da vorbei, so wußte Mathias nicht, wie es kam, daß sich seine Blicke wie von selbst nach den mondbeglänzten Fenstern der Stube richteten, wo Veronika schlief. Warm überliefs ihn dann, wenn der große Schnapp zu bellen anfing. Er rief ihn an und das so gefürchtete Tier schwieg auf der Stelle. Unsäglich lang kam Mathias Schwendener, ungeachtet aller Zerstreuungen, der Winter vor. Die Tage rutschten dahin, wie der Stundenzeiger an der Wanduhr und die Nächte, die er mit Arbeit zu kürzen suchte, schienen erst kein Ende nehmen zu wollen. Er hatte lange Zeit, und alle Mittel, sie zu kürzen, erwiesen sich ihm als erfolglos. Eines Abends, als er dem Wilderer Tanner wieder einen Besuch machte, traf er denselben in seiner Stube an und sah, wie er aus dem Schaft seines Jagdgewehrs eine unter dem Rohr gelegene dürre Pflanze nahm und sie auf den Tisch legte. Der Wildschütze schien sehr verstimmt. Drei Mal hatte er mit seinem sonst nie fehlenden Jagdrohr einen alten, schlauen

Fuchs gefehlt. Der Zauber der Schießwurzel hatte versagt und da er auch im Herbst zuvor in der Schurtenfluh einen Gemsbock nicht getroffen hatte, so stiegen leise Zweifel gegen die Unfehlbarkeit seiner Pflanze in ihm auf und das verstimmte ihn. Nun muß ich wohl das letzte Mittel versuchen, wenn dieses nicht mehr hilft, sagte er zu seinem Freunde Mathias, indem er die Büchse in die gezackten Gewehrrahmen neben seinem Bette aufhing und sich dann zu Mathias an den Tisch setzte. Hier erzählte er nun von einer Wunderpflanze, die in einer Balme der Siglerenfluh und in der Zweifaltenfluh im Mäniggrund zu finden sei und deren Wurzel an einem bestimmten Tage im August gegraben werden könne. Wer sie besitzt, fügte er bekräftigend bei, dem bleibt kein Wunsch versagt. Ist er krank, so heilt sie ihn, ist er arm, kann er durch sie reich werden, wer auf ihn schießen will, der fehlt und es zerspringt ihm sein Gewehr, auf wen er schießt, der fällt, wer ihn beleidigt, sei es mit Worten oder Werken, der verfällt dem Siechtum und wer eine Liebste hat, die ihn nicht will, die muß ihm nachgehen Tag und Nacht. Aber wer sie findet und sie gräbt, das ist wohl zu bedenken, mein Freund, steht in Gefahr, augenblicklich zu sterben! Die Wurzel gleicht der nackten Menschengestalt. Man umgräbt und befreit sie bis auf die letzte Wurzel. Diese mit der Hand ausreißen darf kein Mensch. Bevor die Wurzel die Erde verläßt, gibt sie einen Ton von sich. Wer diesen hört, fällt sogleich tot zur Erde nieder. Man muß daher die Wurzel an eine lange, lange Schnur binden und sich so weit entfernen, daß man beim Ausreißen den Ton nicht hört. Reißt die Schnur, so verliert die Wurzel ihre Kraft oder verschwindet in der Erde. Erregt und erstaunt hörte Schwendener dem Jäger zu. Schweigend und nachdenkend entfernte er sich und erklärte Tags darauf dem Wildschützen, er habe letzte Nacht nicht schlafen können.

III.

Der Frühling war wieder angebrochen mit stürmen und brausen. Von den Gesimsen der Schurtenfluh donnerten

aufs neue die Schlag- und Staublawinen zu Tal. Weißschäumende Bäche hingen gleich Silberfäden an der Fluh, rauschten, schäumten und stürzten über die überhängenden Felsabsätze und eilten, als wenn sie sich verspätet hätten, dem Talgewässer des Filderich zu. Eisbrücken barsten unter dem Fußtritt des Wanderers und von den Dächern sickerte der letzte Winterschnee. Finken und Ammern zwitscherten um die Scheune und der herrliche Dompfaff ließ seinen feingeputzten Purpurmantel in der Sonne schimmern. Am sonnigen Rain der Wartegg pflückte Veronika Gottwald die ersten Schlüsselblümchen und ihre blauen Augen ruhten mit Wohlgefallen auf den noch blauern des Frühlings-Enzians. Warm wie ein Liebeskuß durchdrang die strahlende Sonne die Seele des Menschen und lockte den blassen Crokus und die stolzen Glocken der gelben Narzisse aus dem Wintergrab und schon drängte sich, wenn auch nur schüchtern, die liebliche Primel aus dem Grün empor, das das winterfahle Totenkleid der Erde immer weiter greifend zu übergrünen begann. Aber plötzlich verbarg sich wieder die Sonne hinter weißgrauem Gewölk, brausend und tosend strich der Nordwind durchs Tal, stöhnte durch die leeren Dielen der Scheunen, riß Schindeln von den Dächern, schlug Türen und Fenster zu und in horizontalem Fluge rollten Wogen von Schnee durch die Luft und hüllten Wald und Flur wieder in das Leichentuch des Winters. In den Stubenöfen brodelte wieder das Feuer und es schien, als sollte der Frühling eine Lüge sein. Es schien auch nur so, der neidische Winter holte aus zu seinem letzten Schlag. Siegreich brach die Sonne wieder durchs Nebelmeer und leckte den Neuschnee von den Dächern. Der Föhn, aus seinem Hinterhalt hervorbrechend, blies zum Sturm und seinen nächtlichen Ueberfällen erlag der Feind. Der Frühling war da und besetzte mit Blumen die Wahlstatt. Mathias der Korber und Michel der Wildschütze traten heraus aus ihren Schlupfwinkeln, sahen den Hellersbergwald sich entfärben, pflückten am Waldrand himmelblaue leberblättrige Anemonen und sagten zu einander: Das Wiesel

fängt an, Farbe zu ändern, der Birkhahn balzt, Rinderstaren und Drosselfinken lassen sich hören, die Bäume treiben in die Knospen, die Schneebächlein rinnen zu Tal, der Winter weint sich aus — der Frühling ist da. Und er war da. Mathias Schwendener freute sich wieder seiner Hutschaft und mochte kaum die Zeit erwarten, wo es wieder hinaufging in die Berge. Auch Veronika freute sich inniglich auf diese Zeit und fast mehr als sonst. Wie der Hirt zum ersten Mal wieder beim Klingelloch vorbeiging, da lag noch Schnee darin und der hinein geworfene Stein stürzte nicht weit und gab keinen Klang. Aber die Alp sah aus wie ein Blumengarten und vom Eise befreit zeigte der Alpsee wieder sein liebliches, grün angehauchtes Blau. Es kam auch wieder die Alpzeit und der stattliche Aufzug von Pitt Gottwalds Rotschecken, Glockengeläute und Kuhreigenlieder widerhallten an den weißgrauen, kalkigen Felswänden und zauberten Leben und Bewegung in die sonst so winterlich stille Trift. Aber am schönsten jodeln und singen konnte doch der Geißhirt. Es lag eine Kraft, eine Modulation und ein Farbenklang in seiner Stimme, die bald süß wie eine Flöte, bald elegisch weich wie die Geige und bald wieder mit der Kraft eines Horns die Luft durchzitterte. Wenn er nach Sennenart den Zeigefinger im linken Ohr, auf einem Steine oder einem Felsschopf stehend, sich hören ließ, schwiegen alle Sennen, standen unter Räff und Brente still und hörten mit Wohlgefallen zu. Veronika hatte sich mit des Vaters Willen und Zustimmung auch wieder für ein paar Wochen in ihrem heimeligen Alpstübchen einquartiert. Singen und Jodeln war auch ihre Lust und sie summte, wenn sie allein war, die Lieder des Geißhirts vor sich hin. Seine Lieder gefielen ihr am besten, so gefühlvoll und so gemütansprechend konnte Niemand singen, wie er. Aber als sie nach langer Trennungszeit zum ersten Mal wieder am See sich trafen, da erschracken sie fast vor einander. Es schien ihnen, als wären sie sich fremder geworden, als wäre eine zwar durchsichtige Schranke zwischen ihnen aufgerichtet worden. Die ehemalige

Traulichkeit schien verschwunden, die Gespräche, die sie sonst mit ungetrübter Unbefangenheit miteinander geführt hatten, schienen ihnen zu kindisch und zu den neuen, die sich vordrängen wollten, hatten sie nur Worte ohne Sinn. Ein Schatten mußte sich über ihr sonniges Jugendglück gelagert haben. Das Glück war noch da, aber neben ihm stand die Furcht, die es verdunkelte. Sonst sogen sie sich die Gedanken der Seele aus den Augen und nun wagten sie nur verstohlen und schüchtern sich anzublicken. Wenn Mathias Veronika bei der Hand faßte, um sie den steinigen Weg hinter dem See durch zu führen, so fühlte er die ihre zittern in der seinen und wenn er nach ihr zu blicken wagte, so senkten sich ihre Augen, als wenn sie eine Blume suchen wollte und ihre Wangen überflog ein flüchtiges Rot. War sie nicht bei ihm, wußte er sie nicht in seiner Nähe, so galten ihm alle Blumen nichts, erst wenn er sie für Veronika pflücken konnte, waren ihm die schönsten kaum schön genug. Wie oft zogs ihn nach ihrem schönen Munde, aber zwischen Wollen und Wagen lag ein Abgrund, dem er sich nicht zu nähern wagte. Beider Herzen waren liebeskrank und erst jetzt begannen sie es zu fühlen. Wie eine Rosenknospe aufbricht und zur Rose wird, so war Veronika eine Jungfrau geworden voll Anmut und Liebreiz. Schwendeners Oberlippe überzog sich allmälig mit einem weichen Flaum, aus dem Knaben, der noch mit Gabelkühen spielte, hatte die Zeit einen schlanken, bildschönen Jüngling geformt, der die Veränderungen seiner Jugendfreundin, ihr Aufknospen und Erblühen mit Wohlgefallen sah, aber schon beim bloßen Gedanken erzitterte, daß irgend ein Ungefähr sich trennend und störend seiner stillen Hoffnung entgegen stellen könnte. Aber die Jugend ist unklug. Unbesonnen, wie sie ist, läßt sie sich hinreißen vom schönen Trug und verbrennt wie der Falter die Flügel am Licht, das Herz an der gefährlichen Flamme. Eines Tages, als beide nach dem See gingen und den zwischen dem Seeberg und der Alp Gestelen sich hinziehenden Hang erstiegen, sich dort ins Gras setzten und hinunterblickten in den zu ihren

Füßen ausgebreiteten Seespiegel, während die Ziegen des Hirts in den grasreichen Zügen der Muntigfluh den milchreichsten und würzigsten Kräutern nachzogen, war Veronika außergewöhnlich lustig und neckisch und verwirrte in ihrem schönen und leichten Sommerkleide, das ihre Gestalt noch reizender erscheinen ließ, dem armen Mathias das Herz. Wie zufällig wandte sie sich auf einmal um, richtete ihre Augen nach den Felsgrinden der Sigleren und Niederhornfluh und störte den träumenden Schwendener mit der Frage, ob es dort in den Schratten und Höhlen jener Fluh noch immer Zwerglein und seltene Pflanzen gebe wie ehemals. Da auf einmal dämmerte mit dieser Frage in Schwendeners Seele die schon halb vergessene Erzählung des Wildschützen von jener wunderbaren Pflanze wieder auf, von jener rätselhaften Pflanzenwurzel, mit deren Besitz des Menschen liebster Wunsch erfüllt werden könne. Er konnte sich nicht enthalten, Veronika die Sage zu erzählen und sie zugleich zu versichern, daß er trotz der Gefahr, die damit verbunden sei, es einmal versuchen werde, diese geheimnisvolle Wurzel zu gewinnen. Und warum das? fiel ihm sichtlich erschreckt Veronika ins Wort. Und warum das? wiederholte der Hirt. Daß mir einmal mein liebster Wunsch erfüllt werde und der ist, daß du mir gut bleibest heut und morgen und in alle Ewigkeit. Brauchst du dafür, entgegnete mit leichtem Erröten das reizende Alpenkind, dich in eine solche Gefahr zu begeben, weißt du nicht, daß ich dir von Jugend auf gut war und es bleiben werde. Mathias nahm diese Worte für ein Geständnis der Gegenliebe, schlang seinen Arm um den weißen Nacken der holden Gestalt und drückte einen feurigen Kuß auf ihren rosigen Mund. Sie ließ es ohne Sträuben geschehen, dämpfte aber sogleich den heißen Ansturm Schwendeners mit den ernstgemeinten, lieben Worten: Daß du mich liebst, das freut mich sehr und hat mich von Jugend auf gefreut. Aber sieh, Freund, unsere Liebe darf nur Freundschaft bleiben. Nie könnte ich die Deine werden. Du kennst ja den unbeugsamen Willen meines Vaters. Ich mußte es

ihm versprechen, nie zu heiraten. Merkte er deine Absicht, so müßten wir uns auf immer trennen, was mir mein Herz brechen würde. Sei und bleibe mein bester Freund und sieh in mir nichts weiter, als deine liebste Freundin und wir werden glücklich sein. Von den Zwerglein und Grotten war nicht mehr die Rede. Schweigsam stiegen beide herab zur Hütte. Der Hirt sammelte abends seine Herde und trieb sie dem Mäniggrat zu. Zum Singen und Jodeln brachte ers an diesem Tage nicht. Veronikas Worte: Nie könnte ich die Deine werden, lagen ihm schwer auf der Seele. Tief betrübt zwar, aber nicht hoffnungslos stieg er mit seiner Herde die Wehri hinunter ins Tal. Der Glaube an eine ihm noch unbekannte Zaubermacht und das Bewußtsein, daß er geliebt werde, hielten ihn aufrecht.

IV.

Im August des gleichen Sommers wars, am Tag wo man den fleischfressenden Sonnentau mit den diamantschimmrigen Blättern zu graben pflegt, als zwei Männer langsam und überall zu Boden blickend, als wenn sie etwas suchen wollten, die Geröllhalden und schluchtigen Hänge der Niederhorn- und Siglerenfluh emporstiegen. Der jüngere, schlank, geschmeidig und schön gewachsen, trug eine lange Schnur, die er um Hals und Schulter gewickelt hatte und einen Gewürzpickel, der ihm zugleich als Stock diente. Dem Aeltern hing an einem über Hals und Schulter geworfenen Riemen ein Gewehr und eine Jägertasche. Ein langer Stock, der am untern Ende einen Stift, den eine Zwinge (Ring) festhielt, trug, half ihm den mühsamen Gang erleichtern, während der Jüngere leicht wie eine Bergdohle über Stein und Strunk setzte. Endlich erreichten sie eine windgeschützte, ziemlich geräumige Balm, worin aus zarten Grashalmen die stolze Meisterwurz und der Bergflachs ihre Stengel trieben. Forschend schauten die beiden umher. Der Jäger zog ein vergilbtes Blatt aus seiner Tasche hervor, auf dem eine Art Zeichnung zu erkennen war, eine Pflanze mit einer

Wurzel, die einer nackten menschlichen Gestalt sehr ähnlich sah. Hier muß sie sein und — hier ist sie, rief der Wildschütze, indem er auf eine Pflanze deutete, deren Blätter, ähnlich denen des Spinats über dem Boden lagen, während am kurzen, schaftartigen Stengel noch eine blaß violette Blüte erkennbar war. Beide umstanden die rätselhafte Pflanze mit totblassem Angesicht. Den Jüngern schüttelte das Fieber der Aufregung, starr blickte er nach dem Platze, wo die Pflanze stand und nicht einmal ein Seufzer entwand sich seinen festgeschlossenen Lippen. Der Jäger untersuchte seine Büchse, prüfte Hahn und Feuerstein und überzeugte sich genau, ob dieselbe auch gehörig geladen sei und sagte zu seinem Begleiter: Hier ist also noch die immer seltener und seltener werdende Alraun, derer wir bedürfen, um unserer Wünsche Ziel zu erreichen. Wir setzen beide unser Leben ein. Mißlingt mir der Schuß, ziehst Du zu früh oder zu spät an der Schnur und hören wir den Ton, dann sind wir beide des Todes und können hier verfaulen, oder von den Geiern gefressen werden. Gelingts aber, dann ist Dein Glück gemacht und auch das meine, weil das Deine auch mein ist und aus Liebe zu Dir setze ich gerne mein Leben aufs Spiel. Mathias, der an die große Gefahr dachte, wollte das Wagestück allein übernehmen, Michel sollte sich so weit entfernen, daß keine Gefahr zu befürchten war. Sollte ihm aber ein Unglück zustoßen, so sollte er seine Leiche nicht den Geiern und den wilden Tieren lassen, sondern sie zu Tal schaffen, aber keiner Seele verraten, wie und warum er ums Leben gekommen sei. Meinst Du, ich sei ein solcher Feigling und lasse Dich allein in der Gefahr? meinte der Wildschütze. Wie oft drohte mir in den Felsgesimsen des Gebirges der Tod, habe ich ihn jemals gefürchtet? Den meinen fürchte ich nicht, bloß den Deinen; aber Mut nur, Du junges Blut. Furcht ist des Teufels Fanggarn, die mutige Fliege zerreißt das Spinngewebe, die verzagte bleibt darin hängen, nur nichts überhaften und es wird gelingen. Ich bin noch voller Atem vom Heraufklettern, setzen wir uns noch ein wenig in die Balme,

bis wir ganz ruhig sind und kein wildes Blut uns ängstigt; Dir läuft der Schweiß auch noch die Stirne herab, setze Dich zu mir, ich will Dir die Geschichte erzählen, wie die Alraun, die sonst nur unter der Sonnenlinie wachsen soll, zu uns ins Land kam. Beide setzten sich und der Wildjäger begann: Als der ewige Jude, der bei der Kreuzigung Jesus das Kreuz nicht tragen wollte, wandern mußte, getrieben vom Fluch des Herrn und von da an auf der Erde weder Ruhe noch den Tod fand, kam er auch nach Schwenden und fand daselbst ein wildes vergletschertes Tal, das nur noch an den sonnigen Berghängen einige Fruchtbarkeit zeigte. In den Balmen und Felsgrotten wohnte aber schon ein kleines Völklein, das sich kümmerlich nährte. Es war das Volk der Bergmännchen und Zwerglein, dem die Macht gegeben war, das Böse zu strafen und das Gute zu belohnen. Als später andere Menschen kamen, die das Volk der Zwerglein zu verfolgen anfingen, zogen sie fort und verbargen sich in waldigen Einöden, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Als nach vielen hundert Jahren der ewige Jude auf seiner Wanderung wieder nach Schwenden kam, war nun das Tal ein See, der herauf bis in die Berge reichte. Die Leute wohnten hoch oben im Gebirge, bauten ihre Wohnungen am Ufer des Sees, auf dem sie in hölzernen Trögen fuhren und der Rest des verstoßenen Zwergvolkes lebte unsichtbar und verborgen in den Klüften und Felshöhlen der wildesten Berge, verfolgte die Bösen und tat Gutes den Guten. Eines Tags sei ein solches Zwerglein zum ewigen Juden gekommen und habe ihm geklagt:

„Böse Menschen bewerfen mich mit Steinen
Ihre Hunde schnappen mir nach den Beinen,
Hilf mir, ewiger Mann,
Der alles weiß und alles kann.
Ich möchte unsichtbar sein.“

So sprach das Zwerglein und weinte. Der ewige Jude griff in seine Tasche, zog eine gelbliche Beere hervor und sprach:

Ich muß wandern
Von einem Land zum andern
Ueber Berg, Land, Wasser und Meer
Mein Weg ist eine ewige Wiederkehr
Nirgends winkt mir eine Ruhestatt
Keine Krankheit macht mich des Lebens satt
Vorüber an Sonne, Mond und Stern
Treibt mich ewig der Fluch des Herrn
Und ich soll Dir helfen?

Wohlan, nimm diese Beere, pflanze sie, wo die Sonne brennt. Wenn Du ihre Wurzel gräbst, wird sie Dein Heil, gräbt sie der böse Mensch, wird ihm der Tod zu Teil. Wer außer Dir und Deinem verfolgten Geschlecht den Sterbeton der Wurzel hört vom Wahn betört sein Glück zu graben, den hacken zu Staub die Geier und Raben. Der Jude sprachs und ging. Seither pflegten die Zwerglein die aus der Beere entstandene Pflanze und konnten sich damit den Menschen verbergen und was sie wünschten und wollten, das geschah. Graben aber Menschen die Wurzel, so gibts nur ein Mittel, den Tod zu meiden. Du kennst es, obs aber hilft? Die Zeichen, in denen man etwas tut, sind nicht alle gut, trifft man die falschen und wählt einen bösen Tag, dann hats gefehlt. Jetzt aber, Mathias, ists Zeit, das Glück auf die Probe zu stellen. Du hältst die Schnur gestreckt und fest in der Hand und blickst auf mich. Die Schnur werde ich selbst an die Pflanze binden. Ich werde drei mal mit dem linken Fuß den Boden stampfen. Beim drittenmal gilts. Du gibst der Schnur einen Ruck, ich mit der Büchse den Knall und so hören wir beide den Ton der Alraun nicht. Nur ohne Furcht und keck an die Arbeit, so wirds gehen. Die Furcht ist ein falscher Ratgeber und ein betrügerischer Helfer, sie darf uns nicht in die Quere kommen. Nun fingen sie an zu graben. Zuerst weit um die Pflanze herum, dann immer näher. Raben flogen mit wildem Gekrächze über die Fluh. Mathias erschrack. Macht nichts, sagte der Jäger, es sind ihrer drei,

wenn einer fliegt, dann ists ein Unglücksrabe. Sie gruben weiter, da rollten kleine Steinchen herunter in die Balme. Gott, wenn uns jemand störte! meinte der Hirt, trat vor und blickte in die Höhe zur Fluh, die beinahe überhängend vor ihnen sich auftürmte. Nur weiter, sagte der Wildschütze, es sind Gemsen, die durch die Fluh ziehen, nur nicht vortreten, damit uns die Steine nicht treffen. Sie gruben weiter, die Erde sorgfältig mit den Händen loskratzend und die Fluh hinunter werfend. Der obere Teil der nicht dicken Wurzel war bereits losgeschält. Das Verhängnis kam immer näher. Plötzlich ließ sich kaum einen Bogenschuß weit von ihnen ein geheimnisvolles Girren, Flügelrauschen und Flattern vernehmen. Mathias fing an zu zittern und legte seinen Pickel weg. Michel Tanner trat zur Seite und rief: Bist doch eine Hasenhaut, Hirt! Deine Furcht wird uns noch alles verderben; ein Felsenhuhn ists, das seine Jungen sucht. Hühner sind Glücksvögel, ja wenns eine „Wiggel" (Schleiereule) wäre, dann ...... Jetzt aber fertig machen, bevor uns der Teufel einen Bengel zwischen die Beine wirft. Der Wildschütze vollzog mit äußerster Sorgfalt die letzte Arbeit. Kopf, Leib und Beine der Menschenwurzel lagen frei. Die ganze Pflanze hing nur noch an einer letzten, dünnen Faser, die ausgerissen werden mußte. Jetzt will ich Dir noch eine geschickte Hand machen, sagte der Jäger und zog aus seiner Tasche eine Wurzel hervor, die deutlich einer Hand glich. Neben ihr lag ein dürres Blatt, das Flecken zeigte, die eingetrockneten Blutstropfen glichen. Kennst Du diese Blutflecken? fragte der Wilderer. Diese Pflanze lag unterm Kreuz Jesu auf Golgatha. Vom gekreuzigten Heiland fielen die Blutstropfen auf sie herab und in der Erde entstand die von den Nägeln durchbohrte Hand. Fort und fort und bis in alle Ewigkeit zeugt diese Pflanze nun mit ihrer Handwurzel und ihren Blutflecken vom ungerechten Tod unseres Herrn und Heilandes. Nimm sie, schließ sie mit der Schnur in die Hand ein und laß sie nicht fallen, so wird die Schnur nicht reißen und was Du zu tun hast, nicht mißlingen.

Schnur und Gewehr mit der Gemswurz im Schaft wurden noch einmal aufs sorgfältigste untersucht. Tanner stellte sich schußbereit, der Geißhirt entfernte sich langsam und vorsichtig mit der Schnur, Steingräte und spitze Steine vermeidend, an welchen sich dieselbe schneiden könnte. —

Beide hielten die Augen fest aufeinander gerichtet. Mathias Herz schlug in hörbaren Schlägen. Mut jetzt! Aufgepaßt und dann fest mit der Hand in einem Zug, rief der Jäger. Zwei feste Fußtritte wurden hörbar, beim dritten donnerte ein gewaltiger Knall, der den Jäger gegen die Felswand stieß, durchs Gebirge und prallte als vielstimmiges Echo von den Schratten und Felswänden zurück. Rauch und Qualm erfüllte die Balme. Die aufgeschreckten Vögel flogen kreischend durch die Lüfte und eine Gemse setzte in gewaltigen Sätzen von einem Felsband zum andern. Der Ziegenhirt stand blaß an des Jägers Seite. Die verhängnisvolle Wurzel lag am Boden losgetrennt von der Erde, nicht ein Würzelchen fehlte. Was man Glück nennt in der Welt, das blitzte in diesem Augenblick aus beider Augen. Die Schnur wurde losgeknüpft, die befreite Wurzel von der Erde gereinigt, in ein Tüchlein gebunden und dem glücklichen Mathias übergeben. Wenns Dir glückt, sagte im Weggehen der Wildschütze, so vergiß dann den alten Tanner nicht. Stumm und glückselig drückte Mathias zum Zeichen der Treue dem Jäger die Hand. Beide stiegen rasch die Felsen herab, erreichten beim Felsen der Toggeliskirche den blumigen Siglerenhang und trennten sich erst bei der Seeberghütte. Der Hirt schaute nach seiner Herde aus; die Wurzel im Sack und die Hoffnung im Herzen weckten die süßesten Melodien seiner Brust und das Echo seiner Haliholios tönte zurück wie froh! froh! Der Wildschütze gewann nach einer gastfreien Erfrischung in der Sennhütte den Mäniggrat, stieg den Wehriweg herab und eilte, von allerlei Gedanken, die ihm durch den Kopf flogen und ihn gleich fernem Rabengekrächze verfolgten, mit schnellen Schritten seinem Häuschen zu.

V.

Seitdem Schwendener, der Ziegenhirt, im Besitz der Alraunwurzel war, hoffte er den Widerstand Pitt Gottwalds zu überwinden und fühlte sich glücklich. Daß Veronika ihn liebte, das wußte er nun. Eine Schranke war noch zu überwinden. Wie oftmal des Tages zog er die Wurzel aus der Tasche, betrachtete ihre menschliche Gestalt und zerplagte sein Gehirn, ohne daß er klug werden konnte, worin eigentlich die wundertätige Kraft dieser Wurzel bestehen möchte. Seiner Geliebten sagte er nichts davon, las er ja in ihren Augen das Geständnis der Liebe und das war ihm genug. Als Veronika wieder ins Tal zurückgekehrt war, kams Mathias vor, als hätte sie den Duft der Blumen, den Glanz der Sonne, das Echo der Berge und das Blau des träumerisch stillen Sees mit sich fortgenommen. Eine unbefriedigte Sehnsucht zerwühlte sein Herz und verwirrte seine Sinne. Stundenlang saß er am See, hinstarrend in die ruhig daliegende Flut, als wenn ihm die Sonne das Bild der Geliebten im Wasser spiegeln sollte. Kam er abends bei der Wartegg vorbei, so regte sich nichts in Gottwalds Hause. Veronika fürchtete, Mathias könnte durch ein unkluges Benehmen den Verdacht des Vaters erwecken und zeigte sich nicht. Auf dem Seeberg wars auch wieder still geworden. Das Glockengeläute stieg nun wieder zu den Bergen hinauf, statt von den Bergen herab ins Tal, auch Mathias stand vor seiner letzten Hutschaftswoche und mit Schrecken dachte er an den bevorstehenden Winter. Wie sollte er seine Herzensqual so viele Monden lang hindurchschleppen und warten, bis die Lawinen der Schurtenfluh wieder mit Donnerstimme den Frühlingsgruß ins Tal riefen. Lieber sterben als eine solche Qual. Wofür hatte er sich denn in der Siglerenfluh mit dem Jäger der Todesgefahr ausgesetzt? Was sollte ihm die Wurzel, wenn er deren Kraft nicht erprobte? Auch der Wildschütze ließ es nicht an Fragen und Anspielungen fehlen, ohne jedoch den Hirten zu drängen, da seit seinem Fehlschuß auf den Gemsbock er den Zweifel nicht los werden konnte,

ob der Wunderkraft jener so gesuchten Pflanze auch wirklich unbedingt zu vertrauen sei. Fest entschlossen wollte sich Mathias nun dem Schicksal in die Arme werfen und mit seinen Bitten und der Allmacht seiner Wurzel das Herz des Bauers zu erweichen suchen. Am achten Tag, nachdem seine Hüterpflicht zu Ende war, wagte er den verhängnisvollen Gang. Es war ihm Angst zum Einsinken und vergeblich suchte er sich unterwegs eine passende Ansprache einzureden. Wie ein gehetztes Wild im Wald fuhren ihm die Gedanken im Kopf herum und weder Anfang noch Ende zu einer Rede konnte er finden. Bloß die Wurzel im Sacke fühlte er mit der Hand, aber je näher er dem Hause auf der Wartegg kam, desto schwankender wurde sein Glaube und es bedurfte der ganzen Kraft seines Willens, ihn aufrecht zu erhalten. Als er sich dem Hause bis auf ca. dreißig Schritte genähert hatte, vernahm er einen wüsten, wilden Lärm, der aus dem Hause kam, ein Fluchen und Schelten, das ihn erschreckte. Ein jähzorniger, roher Knecht hatte im Stalle eine etwas störrische Kuh mit einem Knotenstock blutrünstig geschlagen. Meister Gottwald vom Lärm herbeigelockt, kam dazu und warf dem Knecht seine Rohheit vor. Dieser entgegnete mit Scheltworten und warf Melkstuhl und Milchgeschirr zur Türe hinaus. So mußt Du ihnen nach, sprach der Warteggbauer und packte mit Griffen, als wären es Tigerkrallen, den ungezogenen Knecht und warf ihn zur Türe hinaus, als wenn er einen Kohlkopf in den Händen gehabt hätte. Packe Dich fort für immer, rief er ihm nach. Lässest Du Dich wieder unter meinem Dache erblicken, schlage ich Dir Arme und Beine entzwei. Fluchend und mit den Fäusten drohend entfernte sich der Knecht. Als der Ziegenhirt den Bauer so zornig sah, dachte er nicht mehr an die Kraft seiner Wurzel, sein Glaube kam ins Schwanken und rasch wollte er sich entfernen. Der Bauer, der gesehen hatte, wie er auf sein Haus zukam und wieder umkehren wollte, rief ihm freundlich zu: Komm' nur, junger Freund! Laß Dichs nicht verdrießen. Mein Zorn trifft nicht den Unschuldigen. Was mir jener

getan, der da wegläuft, lasse ich niemand entgelten. Komm' nur, für Dich habe ich stets ein offenes Ohr und ein freundliches Wort. Mit diesen Worten, die dem Geängstigten wieder Mut machten, führte Gottwald den Hirten in die Stube hinauf, in der er die Leute, die zu ihm wollten, zu empfangen pflegte. Hier fing nun für den armen Schwendener die Kreuzigung an. Mit weinenden Augen und zitternder Stimme bekannte er dem Bauer sein Schicksal, das ihn dazu geführt habe, sich in seine Tochter zu verlieben, von der er ohne unglücklich zu werden nicht lassen könne und nun komme er, ihn zu bitten, seiner Armut nicht zu achten und ihn mit der Hand seiner Tochter glücklich zu machen. Fast weich fragte der entschlossene, barsche Mann, indem er den Hirten bei der Hand nahm: „Liebt sie Dich?" Ich hoffe und glaube es, erwiderte schüchtern der wie auf Kohlen stehende Mathias. „Sagte sie Dir nicht, daß sie mir versprochen habe, nie, nie zu heiraten?" Ja, sie sagte mir es, gab Schwendener mit mutloser Stimme als Antwort zurück. „Ja warum kommst Du denn und lässest nicht von ihr?" Weil ich hoffte, weil ich hoffte ....." einen Starrkopf zu bekehren, fiel ihm der Bauer ins Wort und fuhr dann fort: „Armer, braver Mensch, Du triffst es schlecht. Meine Tochter soll nie heiraten. Wärest Du ein Königssohn, keine andere Antwort könnte ich Dir geben. Willst Du Haus und Hof? Willst Du Geld? Fordere was Du willst von mir, ich will Dirs geben, nur dieses eine nicht. Ist das Dir ein Trost, wenn ich Dir sage, auch kein anderer soll sie haben? Ich kann Dir nicht sagen, warum nicht. In unvernarbten Wunden soll man nicht wühlen. Glaube mir, es kommt mich hart an, Dir diese Antwort zu geben, aber ich gebe sie Dir, muß sie Dir geben, wie brav Du auch bist. Jetzt geh, aber um dieser Angelegenheit willen tritt nie mehr über meine Schwelle." Da hatte Mathias nun die Antwort. Er wußte, daß es eine unabänderliche war, schwieg und ging. Wie er zur Brücke kam, die über den Filderichbach führte, zog er ein Papier aus dem Sacke und warf es ins Wasser. Im Papier lag die Alraun-

wurzel, die ihn so schändlich betrogen hatte. Weg war auf einmal aller Aberglaube. Wie der Frühlingsschnee an der Sonne schmilzt, so zerrann ihm der Glaube an die übernatürliche Kraft der so gesuchten und von den Menschen angestaunten Pflanze und da er nun seinen Glauben verloren hatte, was sollte ihm nun die Wurzel, die ihm nichts war, als eine dahinfließende Lüge. In der Nacht, die diesem Tage folgte, hörte Veronika Gottwald, die von schlimmen Ahnungen gefoltert, nicht schlafen konnte, laut und ängstlich rufen: Auf, auf! Es brennt! Es brennt! Die Stimme, die rief, glaubte sie zu erkennen, sie hatte sie zu oft gehört um sich zu täuschen und weil sie sie erkannte, erschrack sie furchtbar. Der Vater hatte sie auch gehört; er sah zum Fenster hinaus nach dem Brand, sah aber kein Feuer. Der gewaltige Schnapp fing gräßlich an zu bellen, er sprang ans Fenster, aber augenblicklich schwieg er wieder, was auffällig war. Als Gottwald und der Knecht halb angekleidet hinausstürmten, waren auch schon zwei Nachbaren da. Diese sahen eine Gestalt vom Hause wegspringen, die sie nicht ereilen konnten. Draußen auf der Matte standen schon die losgelassenen Kühe, deren aber nur vier im Hausstalle waren. — Auch der Knecht hatte die Gestalt bemerkt, die blitzschnell im Dunkel der Nacht verschwand. Das Feuer war im Verschlag neben dem Stalle entstanden, wo Stroh lag. Es war offenbar von der verschwindenden Gestalt eingelegt worden, aber wer war die? Die beiden Nachbaren, die zuerst auf dem Platze waren, sagten aus, die Nacht täusche zwar, aber es könne ihrer Meinung nach kein anderer, als der Ziegenhirt Schwendener gewesen sein. Gottwald stieg die Zornröte ins Gesicht. Doch jetzt war keine Zeit zum Toben, zuerst mußte das Feuer gelöscht werden. Es war das auch bald getan. Wasser war genugsam vorhanden und der Brand erst im Entstehen. Kein anderer als Schwendener hats getan, rief Pitt zornglühend und ich weiß warum. Veronika wagte eine Einwendung und sagte: Mäßige dich, Vater, die Stimme, die Feuer rief, war die seine und wer anders als er konnte die Tiere aus

dem Stall getrieben haben? Schweig, du Unglückskind, donnerte der erzürnte Pitt; was hören nicht alles verliebte Ohren. Die Kühe ließ er heraus, weil er sich an mir und dir rächen wollte, dann warf er das Feuer ins Stroh und entfloh. Hätte ich Arme von Stahl und Fäuste von Eisen, sieben Klafter tief schlüg ich ihn in den Boden hinein. Daß doch in jedem Menschen ein Teufel stecken muß. Bis heute Morgen hielt ich den Mathias für brav und nun erfahre ich ihn als einen Schuft. Veronika war wieder ins Haus gegangen; sie bog sich über das Bett hinein und ließ ihren Tränen freien Lauf. Gottwald beorderte sogleich zwei starke Männer, die hingehen und Schwendener holen sollten. Die Männer kamen wieder und sagten, sie hätten das Haus verschlossen gefunden, sie seien aber zum Fenster hineingestiegen, allein das Bett sei leer und nirgends eine Spur vom Hirten zu finden; auch der Jäger, den sie befragt hätten, wisse nichts. Da haben wir's, sagte Gottwald, der Mordbrenner ist ins Gebirge entflohen und meint, wir finden ihn nicht. Schnell Leute aufgeboten und alle Schlupfwinkel durchsucht, als ob man ein Sandkörnlein in einem Kleeacker suchen wollte! — Gottwald und ein alter Nachbar untersuchten noch einmal genau die Stelle hinter der Scheune, wo das Feuer entstanden war. Der Knecht war mit Männern die Wehre hinaufgestiegen, um auf die Suche nach Schwendener zu gehen. Veronika war mit rotverweinten Augen dem Vater und dem Nachbar gefolgt; in ihrer Seele stand es fest, daß Mathias kein Mordbrenner war. Da auf einmal sah sie neben halb verbranntem Stroh etwas blinken, sie hob es auf und zeigte es dem Vater. Es war ein Feuerstahl (Schlagstahl) und nahe dabei im Grase lag noch ein verwehtes Stücklein Schwamm. Gottwald erkannte den Stahl als denjenigen des weggejagten Knechts. Nun wußte er, wer der Mordbrenner war. Jetzt lag es klar am Tage, daß Hirt Schwendener den Warnungsruf ausgestoßen, die Tiere losgebunden hatte und dann geflohen war, als er kommende Leute bemerkte. Warum er aber um diese Zeit beim Hause der

Wartegg gewesen war, blieb noch ein Rätsel. Veronika dachte zwar an eine Lösung desselben, allein eine unsagbare Angst verschloß ihr den Mund. Zur Mittagszeit war die Frage gelöst. Nachdem Schwendener während einer schlaflosen Nacht umsonst mit seiner Liebe gerungen hatte, faßte er einen raschen Entschluß: Um 2 Uhr morgens stund er auf, hing sein Horn über die Schulter, nahm die Geißel in die Hand und eilte in nächtlicher Stille dem Seeberg zu. Als er vor das Haus der Wartegg kam, wollte er noch einmal in die Fenster sehen, hinter denen die Geliebte schlief. Nur noch einmal horchen wollte er, ob sich nicht über ihm ein Flügel öffne und ein bereitwilliges Lüftchen ihm einen letzten Abschiedsgruß herunterwehen wollte. Ein deutlich hörbares Knistern störte ihn auf aus seinen Träumen. Eine Flamme sprang empor, die rasch emporloderte. Eine namenlose Angst ergriff ihn. Wacht auf! wacht auf! es brennt! rief er so laut er konnte in die Fenster hinauf. Auf sein Rufen hin floh eine schwarze Gestalt, die ihm rasch entschwand, dem Walde zu. Da er nichts hatte, dem Feuer zu wehren, so legte er sich aufs Retten und band die Kühe los. Sobald er Leute hörte, machte er sich auf und davon. Von keinem Menschen wollte er sich beim Wartegghause ertappen lassen, mit Windeseile entfloh er, die Angst lieh ihm ihre Flügel. Als er sich überzeugt hatte, daß Haus und Leute gerettet waren, rann ihm eine Freudenträne übers blasse Gesicht. Rasch eilte er nun weiter bergaufwärts und erreichte mit dem ersten Morgengrauen, als die Sonne die höchsten Spitzen der Berge zu röten begann, den Seebergsee. Er eilte zur Stelle der größten Alpenrosen-Insel gegenüber, gerade dahin, wo er so oft arglos glücklich an der Seite seiner Geliebten das süße Gift eingesogen hatte, das ihn nun töten sollte. Rasch erkletterte er das kleine, dicht mit Alpenrosengesträuch bewachsene Inselchen, ließ seine Augen noch ein letztes Mal über die grabesstille, dunkle Wasserfläche gleiten, faltete die Hände und sprang ins Wasser. Sein Todeskampf hatte keine Zeugen, bloß den Hirten hatte ein Jäger aus dem Ober-

Simmental gesehen, der aber seiner nicht weiter achtete. Hier bei diesem Inselchen fanden ihn die Suchenden.

Da lag er beim Rosensteine,
Deß Laub ihn halb umfing,
Tief unten im Tal die Eine
Vor Herzweh fast verging.

Sie zogen ihn herauf, machten aus Zaunlatten und Stricken eine Tragbahre und legten den Toten darauf. Abwechselnd wurde er von je 4 Männern bis auf die Grathöhe getragen. Im Wehriwald hieben sie Tannäste und bedeckten die Leiche. Die Geißel hielt der Tote noch fest in der Hand, das Horn, das so oft das Echo in der Schurtenfluh geweckt hatte, hing ihm an der Seite, bloß den Hut hatten sie nicht gefunden. Als die Träger bei der Wartegg Pitt Gottwalds ansichtig wurden, riefen sie: Wir bringen ihn, aber tot, er hat sich selbst gerichtet. Nicht er, ich habe ihn gerichtet. Gerechter Gott, wenn es nur anders wäre! rief Pitt voller Verzweiflung aus. Die Träger stutzten über diese Worte und erfuhren nun erst jetzt, daß Schwendener der Retter des Hauses und nicht der Brandstifter war. — Gottwald trat an die abgedeckte Leiche, faßte des Toten Hand und klagte mit halberstickter Stimme: Starrkopf, der ich war. Armer, braver, treuer Hirt, kannst du mir verzeihen, daß ich so an dir handeln konnte! Zehnmal hättest du die verdient, für die du in den Tod gingst. Mir hast du Haus, Habe und Leben gerettet und ich blinder Starrkopf jagte dich in den Tod. Und das Schwarzbrünnlein, dessen Wasser so vielen presthaften Menschen Heilung bringt, hat er auch entdeckt, bemerkte einer der Träger. Und Jauchzen und Singen konnte keiner, wie er, ließ sich ein anderer vernehmen. Helle Tränen rannen dem harten, trotzigen Mann über die Wangen herab. Die Träger deckten die Leiche zu und trugen sie weiter. Gottwald aber eilte ins Haus zurück, sein liebes Kind zu trösten, das in Fieberträumen lag.

Das Lauigrabenfraueli.

Eine Volkssage aus dem Simmental.

Von D. Gempeler-Schletti.

Nach einer Mitteilung von J. Eschler in Oberwil.

Wem wäre heute der lieblich sonnige Wiesenschoß von Oberwil nicht bekannt? Die Eisenbahnlinie Erlenbach-Zweisimmen schneidet gleich einer Sehne denjenigen Teil der Gemeinde, der für unsere Sage in Betracht fällt, vom stark gespannten Bogen der Stockhornkette ab und da die genannte Bahn dieses obstreiche Gelände der Länge nach durchzieht, so ist Oberwil kein verschlossenes Buch mehr, sondern erfreut sich des neuen Tags, der über ihm aufgegangen. Vor ein par hundert und mehr Jahren war das anders. Oberwil war eine Welt für sich, eine Oase im Alpengebiet, eine Landschafts-Idylle im Schoße der Alpen. Zur Zeit unserer Sage hieß die Gegend Bärswil. Ein kleines Dörfchen gleichen Namens stand obenher dem hübschen Weiler Zelg, ungefähr da, wo sich heute ein großer Wald, Bannwald geheißen, ausdehnt. Einfache, der Sonne zugekehrte Holzhäuser mit Schwarsteindächern und kaum über zwanzig an Zahl, bildeten in heimeliger Zerstreuung mit Gärten und Brunnen zur Seite das anmutige Bärswil. In seiner Nähe stand eine Burg, deren Namen und deren Rittergeschlecht mit samt dem Namen verschwunden ist. Bloß die noch in Ruinen vorhandenen Umfassungsmauern berechtigen zu dem Schlusse, daß sie einst mächtig gewesen sein muß und wohl möglich, daß sie mit der nahe gelegenen Rosenburg, die heute noch die „Heidenmauer" heißt, einen bedeutenden Teil der Gemeinde Oberwil beherrscht hatte. Im Volksmund heißt sie heute noch die „Veste" und an ihr

einstiges Dasein erinnern die Namen der Landbezirke: „Burgweid", „schattige Burg", „sonnige Burg", „Herrenbühl", „Burgmaad" und „Weierli", welche alle in der Nähe der Ruine liegen. Diese Güternamen sind Urkunden, die in den Grundbüchern Oberwils fortzweigen und noch lange fortbestehen werden, wenn schon kein Stein mehr von der Veste oder Burg vorhanden sein wird. Sie sind noch das Grabkreuz über der vermoderten Gruft, der Grabstein, auf dem der Zahn der Zeit die Namen ausgelöscht hat. — Die kleinen Häuser in Bärswil waren alle im gleichen Styl erbaut, hatten beinahe alle die nämliche Größe und waren alle ohne Ausnahme von Holz erbaut. Aber wie es keine Regel ohne Ausnahme gibt, so gab es in Bärswil auch ein Haus, das größer war, als die andern. Es hatte künstlich geschnitzte Gesimse, bemalte Giebel, sonnige Lauben und eine mit Sprüchen verzierte Stirnwand, an der neben dem Namen der Bauleute noch zu lesen stand:

Es steht mein Haus in Gottes Schutz,
Drum biet ich jedem Unheil Trutz.

Dieses schöne Haus gehörte dem Mathias, oder Mathys Gruber, dem reichsten Manne der Gegend. Die Eltern Gruber hatten vier Kinder, drei Söhne, namens Georg, Valentin und Joseph und eine Tochter Margarethe, die im Blumenalter ihres Lebens stand, an Schlankheit der Tanne glich und an Schönheit den Blumen, die auf des Vaters Wiesen wuchsen. Thys Gruber, wie er allgemein genannt wurde, war ein wohlbegüterter Mann. Er besaß Weiden (Vorsaßen) und Wälder, den größten Teil einer schönen Alp hinter der Dürrifluh und so viel Vieh, daß er oft 50 und mehr Kühe auf die Alp treiben konnte. Die Leute nannten ihn daher auch nur „der rych Thys" und seine Alp „d's Rychen Alp", daher noch heute die schöne Alp unter der Stockhornscheibe Richisalp heißt. Wer viel Werg an der Kunkel hat, muß viel spinnen. Gruber hatte auch noch Arbeit für viele Taglöhner und einen Knecht Niklaus Pfander, den die Leute nur den Pfander Niggi nannten. Gute

Dienstboten sind des Hauses Ehr, schlechte machen Kisten und Kasten leer. Niggi gehörte zu den Erstern. Er war ein fleißiger, braver und tüchtiger Bursche. Sohn einer armen Mutter, die im nahen Bunschen wohnte, war er auf sich selbst angewiesen und das begriff er schon als Knabe. Seine gottesfürchtige Mutter, die das Schicksal schon früh zur Witwe gemacht hatte, erzog den Knaben gut, hielt ihn zur Arbeit an, bewahrte ihn durch liebevollen Ernst vor den Ausschreitungen einer wilden Jugend, lehrte ihn die Laute spielen, weil sie selbst im Lautenspiel eine kleine Meisterin war, sang und spielte mit ihm in Stunden der Muße und ließ nicht nach, bis Niggi selbst die frommen Lieder der Mutter auf der Laute spielen und mit seiner hellen Stimme begleiten konnte. Als ein schön gewachsener, kräftiger Bursche kam Niggi, als er erwachsen war, zum Bauer Thys Gruber als Knecht. Durch Fleiß, Treue und Anschicklichkeit erwarb er sich bald das unbedingte Zutrauen seiner Meisterleute, von denen er bald ein schönes Stück Käse, ein Butterbällchen, eine Schnitte Speck oder ein geräuchertes Rippstücklein geschenkt erhielt, um es seiner alternden Mutter bringen zu können. Daneben war Niggi die Fröhlichkeit selbst; er sang mit den Söhnen des Meisters und der hübschen, lebensfrohen Grete, wenn sich Zeit und Gelegenheit dazu fand, die Volkslieder der Talschaft und weckte früh morgens und spät abends mit seinem melodischen Jauchzen das Echo der Berge. Flink und kräftig wie er war, nahm ers im Stockziehen, Schwingen, Ringen und „Häggeln“ beinahe mit Jedem auf. Nie aber versäumte er über dergleichen Vergnügungen seine Arbeit, diese rechtzeitig und recht zu tun, war sein Stolz und ein belobendes Wort vom Meister war ihm ein Ansporn zu neuem Fleiß. Wenn dieser zu ihm sagte: Niggi, Du bist eigentlich der Meister und ich der Knecht, Du verstehst die Arbeit zehnmal besser, als ich, so rann dieses Lob wie Glühwein durch seine Seele und leise nur stieg in ihm der Wunsch auf, daß auch Grete diese Worte gehört haben möchte. Im Brachmonat zog Thys mit seiner Viehherde nach der Bunn-

fahlweide, woselbst auf dem Heitiboden sein Staffel stand. Damals wurden die Kühe noch im Freien gemolken und nur bei schlechtem Wetter im Stalle. Da aber im Stalle nicht Platz genug war, so mußten die Tiere abteilungsweise gemolken werden, wobei es vorkommen konnte, daß die eine oder andere Kuh ungemolken blieb. Dieses zu vermeiden, schnitt Niggi in den Türpfosten zwischen Stall und Feuerhaus von oben nach unten eine Rinde, bohrte in gleicher Entfernung von einander 50 Löchlein oder so viele, als Kühe waren, und in der Größe, daß man einen Reihenzahn hineinstecken konnte. Beim Beginn des Melkens wurde nun der Zahn in das oberste Löchlein gesteckt. War die erste Kuh gemolken und die Milch vom Melker ins Feuerhaus getragen worden, so steckte er im Vorbeigehen den Nagel in das zweite Löchlein, war die zweite Kuh gemolken, in das dritte, zum Zeichen, daß zwei Kühe gemolken seien, und so ging es fort, bis alle Löchlein auf diese Weise gefüllt und geleert und folglich auch alle Kühe gemolken waren.

Die Heitibodenhütte stand noch als Ruine in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem nämlichen Platze und auch die Löchlein im Pfosten seien noch zu sehen gewesen. Thys Gruber wußte wohl, daß man mit Essig keine Fliege fängt und daß man die Pferde nicht vor der leeren Raufe stehen lassen kann, wenn sie ziehen sollen. Alljährlich auf den letzten Sonntag im Juni bestellte er seine Arbeitsleute auf den Heitiboden und bewirtete sie mit Gerstenbrot, Käse, Ziegermilch und süßer Nidel, in die er „Britschen" (frischer ungepreßter Käse vom Kessel heraus) gestreut hatte und zuletzt noch mit stockdicker, saurer Nidel, die für Viele erst ein Leckerbissen war.

Zwischen den Mahlzeiten bestieg das junge Volk die Grunholzegg, von wo man das Niedersimmental, Teile vom Thuner- und Brienzersee und viele Gletscher im Oberland betrachten konnte. Ein solcher Tag war ein Vergnügungsfest für Jung und Alt und hat sich als „Brauch" unter dem Namen Bunnfahlfahrt bis in den Anfang des vorigen Jahr-

hunderts erhalten. Thys Gruber hatte selbst Freude an solchen Gelagen und sein Mahnwort: Esset und trinket, wenns euch schmeckt, war keine leere Tischhöflichkeit und die aufgetragenen Quantitäten ließen über die freigebige Absicht keinen Zweifel aufkommen. Ende Juli, wenn die Heuernte zum größten Teile beendet war, wurden die Arbeitsleute und sonstige Freunde und Bekannte am letzten Sonntag dieses Monats auf die Alp eingeladen und hier in gleicher Weise mit Milchspeisen bewirtet. Der Wirt im Tal schaffte Wein herauf, Geiger und Pfeifer wurden mitgebracht. Auch die Sennen der benachbarten Alpen fanden sich auf Zrychen-Alp zum Bergdorf ein. Dem Thys zu Ehren wurde die beste Milchkuh vorgeführt, bekränzt und um sie herum getanzt, wobei sich die gewandtesten Tänzer über die Kuh hinüberschwangen und auf der andern Seite mit der Tänzerin wieder zusammentrafen, die inzwischen vorübertanzte. Mit dem reichen und hübschen Gretchen hätte jeder Bursche gern einen Tanz getanzt. Zuweilen willfahrte es dem Einen und Andern, bloß um es nicht mit ihnen zu verderben und als hochmütig angesehen zu werden. Am allerliebsten tanzte es mit Niggi, dem lustigen und treuen Knecht seines Vaters. Aber nicht immer wurde getanzt, man vergnügte sich auch mit Kegeln, Stockziehen, Schwingen und Steinheben. Bei letzterem Spiele galt es, einen Zentner schweren Stein vom Boden auf in Brusthöhe zu heben, ihn wieder niederzusenken, ohne mit dem Stein den Boden zu berühren, dann ihn wieder zu heben und das so oft zu wiederholen, als die Kraft ausreichte. Sieger war, wer die meisten Hebungen zu Stande brachte.

Aus Eifersucht wegen den Tänzerinnen, oder aus Anständen beim Spielen entstand dann auch sehr oft Zank und Streit unter den Hirten, so daß Mancher statt Freude einen weinbeschwerten, blutigen Schädel davontrug.

Jeden Samstag nach dem Feierabend eilte Niggi zu seiner Mutter, um mit ihr zu singen und zu spielen und ihr zu bringen, was die Meisterfrau oder Gretchen für sie

ihm eingepackt hatten. Einmal brachte Niggi die Laute zu seinen Meisterleuten, um vor ihnen zu singen und zu spielen. Grete, dem Niggis Spiel überaus wohlgefiel, wünschte nun mit Erlaubnis der Eltern das Lautenspiel auch zu erlernen und Niggi war nichts lieber, als eine solche Schülerin unterrichten zu dürfen. Das gab nun Anlaß noch mehr als sonst beieinander zu sein. Auf der Sonnseite neben dem Hause stand ein prächtiger Hollunderstrauch, dessen Aeste und Zweige bis herauf auf die Sommerlaube reichten. Unter dem schattenwerfenden Strauch stand eine Bank zum Sitzen und da auch auf dieser Seite der von Strauchwerk eingefaßte Garten stand, so war dieser Hollundersitz ein ruhiges, abgeschlossenes, auserlesenes Plätzchen zum Singen und Spielen. Sonntag abends und an Festtagen saßen nun Niggi und Grete unter dem Hollunderstrauch und unter Lachen und Scherzen wurde die Laute geschlagen und manch verstohlen geraubter und gegebener Kuß weckte in ihren Herzen die Flamme, die schon so manches Glück entzündet, aber auch wie manche Hoffnung zu Asche gebrannt hat. Die Liebe wächst wie das Gras. Wie der erste Kuß die Lippen feuchtet, steht sie schon im Hoffnungsgrün, ein wonniger Blick und ihre Blüten brechen aus und beseligen mit ihrem Duft das vertrauensselige Herz, das sich von ihr fesseln läßt wie ein Gefangener. — Die Fortschritte im Lautenspiel nahmen ab, wie die Liebe zwischen den Beiden zunahm, denn:

Eia popeia, wie süß und wie warm
Lagen sich Niggi und Grete im Arm,
Stunden verflossen in süßem Gekos'
Stumm lag die Laute in Gretchens Schoß.
Eia popeia, wie süß und wie warm
Lagen sich Niggi und Grete im Arm,
Und wenn die Laute dann wieder erklang,
Wars nur von Liebe, von Lust und Gesang.

Nach herrlichen Frühlings- und Sommertagen, die beim Lauten- und Liebesspiel Niggi und Grete wie ein Morgentraum vergangen waren, kam wieder der Bergdorf auf d's

Rychen-Alp. Diesmal war mit den Leuten aus dem Tal auch ein junger, schlanker und schöner Herr aus der Veste samt einem Diener heraufgestiegen. Dieser ritterliche Herr wünschte nun auch mit dem schönen Gretchen zu tanzen. Niggis wegen willigte es nicht gerne ein. Allein auf einem öffentlichen Tanzplatz gilt es als unhöflich, einen Tänzer abzuweisen und zudem reizte der Umstand, sich gegenüber allen andern Mädchen bevorzugt zu sehen, seine Eitelkeit, und so tanzte Gretchen mit dem eleganten Schloßherrn, der übrigens sehr gut tanzen konnte und Grete und Niggi zu Gast hielt, einige Tänze nicht ohne Vergnügen. Dieser Tanztag war für Gretchen ein Angebinde. Nach dem Bergdorffest kam der fremde Junker eine zeitlang fleißig nach Bärswil auf Besuch und brachte reiche Geschenke mit. Bei einem dieser Besuche brachte der Herr ein goldenes Kettchen mit, woran als besondere Zierde ein kostbares Kreuzlein hing und schlang Kettchen und Kreuzlein um Gretchens schneeweißen Hals. Mit der Zeit wurden die Besuche immer seltener und blieben zuletzt gänzlich aus. Während der Zeit, als der junge Herr von der Veste bei Gretchen Besuche machte, brachte Niggi die Laute wieder seiner Mutter und soll während dieser Zeit weder gejauchzt noch gesungen haben. Als der Schloßritter nicht mehr nach Bärswil kam und Gretchen keine Besuche mehr machte, wollte letzteres das frühere Verhältnis mit Niggi wieder erneuern und sagte deshalb eines Tages zu ihm: „Was ist Dir widerfahren, daß Du nicht mehr so fröhlich bist, wie sonst? Wir wollen am Samstag abend wieder eins zusammen singen und Du kannst die Laute dazu spielen." Betrübt antwortete Niggi: „Einstweilen habe ich keine Lust zum Singen und Spielen und widerfahren ist mir selber auch nichts, aber Dir, Grete, ist widerfahren, daß Du Mutter werden mußt und das ist leider für Dich nicht gut." Nicht ohne Verlegenheit antwortete Grete: „Wie sollte das auch zugehen, daß ich Mutter würde, ich habe ja noch keinen Mann." „Mag sein," entgegnete Niggi; „aber bevor der Hollunderstrauch neben dem Hause wieder Blüten trägt, wird

sichs zeigen, wer recht hat, Du oder ich.“ Hierauf fing Grete an, sich bei Allem, was heilig ist, zu beteuern, daß das Alles nicht wahr sei, verwünschte sich mit den gottlosen Worten: „Wenn das wahr ist, was Du sagst, so soll bei meiner Niederkunft weder ich noch das Kind am Leben bleiben und ich will auch im Tode nicht Ruhe finden, bis ich den Neuenberg ins Tal heruntergehackt habe.“ Noch bevor der Hollunderstrauch neue Blüten trieb, kam Grete Gruber ins Wochenbett. Die Geburt kam nicht zu Stande und Mutter und Kind mußten sterben.

Der Hollunderstrauch neben dem Gruberschen Hause hatte verblüht, die Bank darunter, die den Tönen der Laute und Küssen der Liebe gelauscht hatte, war verlassen, Niggis Jodler weckten kein Echo mehr in den Bergen und seine Laute lag verstimmt in einer Ecke im Hause der Mutter. Unvergessen von Niggi lag Gretchen schon geraume Zeit im Grab. Sein Andenken an die verführte Ungetreue glich einem Rosenstock, an dem die Blüten abgewelkt, aber die Dornen geblieben waren. Da geschah es, daß gerade in der Nacht des nämlichen Tages, an dem vor einem Jahre Grete auf d's Rychen-Alp die Bekanntschaft des Schloßjunkers gemacht hatte, ein furchtbares Gewitter losbrach, das ein großes Stück vom Neuenberg und der darunter liegenden schönen Sulzitrifft losriß, welch letzteres sich als Schlammstrom ins Tal herabstürzte, das Dorf Bärswil verschüttete und zudeckte und einen großen Teil der Gegend zwischen Moosacker und Wüstenbach überschwemmte.

Da lag im Schutt vergraben
Bärswil und Gretes Grab,
Wild krächzten die Felsenraben
Den Fluch ins Tal hinab.

Ja noch heute sieht und hört man zur Frühlings- und Sommerszeit, wenn Gewitter fallen, im Sulzi- oder Lauigrabenbruch Erde und Steine in die Tiefe rollen. Geschieht das, so heißt es dann im Munde der Leute: Das Lauigrabenfraueli ist noch nicht zur Ruhe gekommen, hört, es ist noch am Hacken.

Die Herren der Veste, gegen die das Volk Gretes Unglück wegen schon sehr aufgebracht war, begingen allerlei Ungerechtigkeiten und erzeigten sich als eigentliche Raubritter, die den Pferden die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen hatten, um die Leute ihrer Streifereien halber zu täuschen. Es war Niggi Pfander vorbehalten, diese List zu entdecken. Unter seiner Anführung sammelten sich die Beherztesten aus dem Volke, legten sich in einen Hinterhalt, nahmen die Raubritter gefangen und jagten sie zum Land hinaus. Ihre Burg wurde zerstört und verschwand selbst bis auf den Namen. Die wenigen Ueberreste, deren Umfang die Größe der ehemaligen Burg noch erkennen läßt, leben nur noch unter dem Namen der „Veste", so wie die Sage vom „Lauigrabenfraueli" in der Erinnerung des Volkes fort.

Das reiche Mädeli
von Oberhusen.

Eine Volkssage; erzählt von D. Gempeler-Schletti.

Hoch oben im Simmental, nicht weit ab von dem Dorfe Zweisimmen, stand einst auf freundlichem Wiesenschoß ein kleines, von mächtigen Ahornbäumen umschattetes Dörfchen, das den wohl noch in alten Urkunden genannten, im Munde des Volkes aber so gut wie verschollenen Namen Oberhusen trug. In diesem Dörfchen lebte vor einer Zeit, die durch Tag und Datum nicht mehr festzustellen ist, ein junges Mädchen, dem ein gnädiges Schicksal drei beneidenswerte Glücksgüter in den Schoß gestreut hatte; das heißt, es war reich, dazu sehr schön und besaß, als der Gaben allerbeste, ein überaus zartes, gutes und liebenswürdiges Herz. Wie eine Alpenlilie, die am hohen Stengel ihre reinweiße, duftige Glockenkrone über die anderen Blumen emporstreckt, so überragte auch Mädeli an Schönheit und Anmut alle Mädchen der Talschaft und als es sah, wie der Anbeter seiner Reize so viele waren, so fehlte wenig, daß es nicht, von der Ohrenbläserin Eitelkeit geführt, sein reines, unverdorbenes Herz den Fallstricken des Hochmuts preisgegeben hätte. Da kam unerwartet und unvermutet eine pestartige, schreckliche Krankheit ins Land, der leider auch Mädelis gepriesene Schönheit zum Opfer fiel. Sie entstellte sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit und dem einst so schönen Mädeli blieben von seinen Glücksgütern nur noch zwei, sein reines gutes Herz und sein Geld. Wer hätte es aber glauben sollen! Seit Mädelis Krankheit blieben Freier und Anbeter weg und die wenigen, die noch kamen, das

konnte ihm unmöglich verborgen bleiben, suchten nicht sein gutes Herz, sondern sein schönes Geld. Das tat dem gekränkten braven Mädchen weh und solchen Freiern gegenüber nahm es keinen Anstand, kurz und bündig zu erklären:

„Ich will Dich nicht, ich mag Dich nicht,
Du kannst mir lange schwatzen,
Es soll mir nicht vor's Fenster steh'n,
Wer nur liebt meine Batzen."

Endlich wurde Mädeli ungeduldig und überdrüssig und wollte nicht länger als Ware gelten, die man nur kauft, weil sie preiswürdig ist. Schnell entschlossen, übergab es seinen beträchtlichen Reichtum wohltätigen Stiftungen und behielt nur so viel übrig, um mit Unterstützung der Arbeit seiner Hände mit Ehren leben und der Armut die milde Hand reichen zu können. Wenn der Honigtopf leer ist, so fliegen die Wespen fort. Von Mädelis Freiern ließ sich keiner mehr sehen und es lebte von da an unter seinen Nachbarsleuten so verborgen und still, wie das Veilchen unter den Wiesenblumen von Oberhusen. War es bloßer Zufall oder edle, wohldurchdachte Absicht, die nicht zuließ, daß irgend jemand durch die gemachten Schenkungen ein Unglück zustoße? Genug, unter dem Wenigen, das Mädeli noch behielt, befand sich auch weit oben im Gebirge eine verrufene Viehweide, auf der ein Gemach stand, das Haus und Sennhütte zugleich war. Diese Hütte war der Gegenstand des Schreckens weit und breit. Wer sie betrat, kehrte nie wieder zurück und kein Mensch hat je erfahren können, was aus den Unglücklichen geworden sei. Wohl konnte man sehen, wie jeden Morgen vom Dach der Hütte ein Rauch aufstieg, gerade so, als ob da Sennen wohnten und eine Wirtschaft betrieben. Der Verwegene, der sich bis unter das Vordach der Hütte wagte, hörte kein Geräusch, vernahm keinen Laut, kein Knistern und sah nirgends ein Feuer glimmen. Auf sein Rufen und Klopfen war eine unheimliche Grabesstille die einzige Antwort. Der Un-

glückliche, der Mut genug besaß, die Türe zu öffnen, war auf immer verloren; still und geräuschlos schloß sich dieselbe hinter ihm zu und ihn selber sah niemand wieder. Ein solch unheimliches und geheimnisvolles Verschwinden erfüllte jedermann mit Furcht und Entsetzen und wer die verrufene Alpweide betreten mußte, machte lieber einen langen Umweg, als daß er sich in die Nähe der Hütte gewagt hätte. Etwa ein Jahr nachdem Mädeli auch seines zweiten Glückes ledig geworden war, kam ein fremder, junger und kräftiger Bursche ins Dorf Zweisimmen, den die Leute nur den lustigen Tobi nannten, ein Mehreres wußten sie nicht von ihm. Tobis lebensfrohes Herz schien aus weichem Stoffe geformt zu sein. Wenn's so recht ins Glühen kam, so konnte es einen Mut entfalten, stahlhart bis zum Funkensprühen. Mußte man dem Wasser wehren, stand Tobi wie ein Fels im Meer mitten in den Schlammwellen und sein kräftiger Arm war ein Damm, der der Verheerung wehrte. Schlug das Feuer zum Dach hinaus, kletterte Tobi die Firsten hinan, um den rettenden Wasserstrahl in die Glut zu leiten, oder er drang ins Haus hinein, das Kindlein in der Wiege den Flammen zu entreißen. Kurz, wo es etwas zu helfen und zu retten gab, da war Tobi stets bei der Hand und nie sah man ihn mutlos und verzagt, wenn's auch an eine Arbeit ging, vor der selbst dem Kühnsten graute. Als dieser Tobi einmal hörte, was Mädeli begegnet war, da zog es ihn hinauf nach Oberhusen zu dem vereinsamten, gefühlvollen Mädchen, das sich selbst arm gemacht hatte und gerne hätte er sich demselben genähert. Allein Mädelis tiefverwundetes Herz floh jeglichen männlichen Umgang, trotzdem es dem hilfsbereiten mutigen Jüngling nicht gram sein konnte. Von der gefürchteten und verrufenen Alp hörte Tobi gleichfalls erzählen und schon mehrmals hatte er sich heimlich in deren Nähe geschlichen. Das vereinsamte unheimliche Gebäude, über dessen Dach langsam eine Rauchsäule emporstieg, kam ihm nie wieder

aus dem Sinn. So oft er aber nur so gelegentlich ein Wort fallen ließ, daß er fast Lust hätte, hinter das Geheimnis zu kommen, ließ man nicht ab, ihn förmlich zu beschwören, um seiner Seele Heil und Seligkeit willen an so etwas im Ernste nicht zu denken. Tobi schwieg, aber ein geheimes Etwas, über das er sich selbst nicht Rechenschaft geben und dem er selbst mit Widerstreben nicht Meister werden konnte, ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Tobi, der Wasser und Feuer nicht fürchtete, wie sollte er einen Berggeist fürchten, den ja noch niemand gesehen hatte. Eines Tages, nachdem er vorher noch in Oberhusen bei Mädeli gewesen war, ohne im geringsten seine Absicht zu verraten, entschloß er sich, allen Warnungen zum Trotz, den gefahrvollen Gang zu wagen. Tobi stieg hinauf auf die Alp, eilte auf die Hütte zu, horchte und klopfte an. Niemand regte sich. Zweites und drittes Klopfen, neue Todesstille. Jetzt faßt sich der mutige Jüngling ein Herz und drückt gegen die Türe. Sie öffnet sich ohne Geräusch und er tritt hinein. In der Küche brennt ein Feuer, über dem ein Kessel hängt, aber niemand ist dabei, um das Feuer zu schalten. „Heda, Senn! Heda!“ ruft endlich Tobi laut; keine Antwort tönt zurück. Sein Mut wächst und er tritt nun in die Stube. Dort steht in einer Ecke ein Bett mit einem einfachen Vorhang und beim Fenster vorn ein mit Messern, Gabeln, Löffeln, Tellern, Schüsseln und Speisen besetzter Tisch, aber nirgends ein Gast, der zugegriffen hätte. „Wissen mußt Du doch, wer diese Speisen ißt,“ denkt Tobi bei sich selbst, schlüpft hurtig ins Bett und zieht den Vorhang zu, doch so, daß er durch eine kleine Oeffnung zum Tische sehen kann. Plötzlich kommt nun von der Küche her ein schreckliches Gespenst zur Türe herein, geht auf den Tisch zu, zählt die Gedecke und ruft:

„Das Totenmahl ist aufgestellt,
Für den im Bett noch die Schüssel fehlt!“

Todesschrecken ergreift bei diesen Worten den sonst so

mutigen Tobi. Eiskalter Graus rieselt ihm durch Mark und Gebein. Allein er hat nicht Zeit, sich von seinem Schrecken zu erholen, denn der Geist tritt nun zum Bett heran und spricht: „Fürchte Dich nicht, Dein Leben will ich Dir lassen und Dich reich machen, wenn Du mich erlösen willst. Allein gib Acht, was Du tust, Deine Wahl ist schwer; ein Haar breit zur Seite und Du bist ein Mann des Todes und meine Pein hat kein Ende. Steh' auf und iß mit!" Tobi steht auf, läßt sich vom Geist an den Tisch führen, rührt aber nichts an und spricht:

„Bin nicht der Meister hier im Haus,
Brockte nichts ein und brocke nichts aus!"

Diese Antwort schien dem Geiste keineswegs zu mißfallen. Ohne eine Silbe zu erwidern, eilte er hinaus, kehrte aber bald mit einem Pickel, einer Stechschaufel und einem Lichte wieder zurück, wendet sich zu Tobi und spricht: „Nimm, was ich Dir gebe und trag' es in den Keller hinab." Tobi war aber nicht willig, zu tun, was ihn der Geist geheißen hatte, und sagte:

„Bin nicht der Meister hier im Haus,
Trug nichts herein, trag nichts hinaus!"

Nun greift der Geist selber nach Pickel, Stechschaufel und Licht, wendet sich damit nach der Türe und bedeutet Tobi, ihm zu folgen. Tobi tut's. Im Keller angelangt, steht der Geist auf einer bestimmten Stelle still und spricht: „Nimm Pickel und Schaufel und grab's heraus!" Allein Tobi ist abermals nicht willig, dem Gespenste zu gehorchen und entgegnet entschlossen:

„Bin nicht der Meister hier im Haus,
Vergrub nichts hier, grab nichts heraus!"

Sogleich macht sich der Geist selbst an die Arbeit, gräbt und schaufelt, bis endlich ein mit Geld gefüllter Kessel zum Vorschein kommt. Nun wendet der Geist sich wieder an Tobi und spricht: „Greif' an und heb's heraus!" Tobi ist neuerdings widerspenstig und spricht gefaßt:

„Bin nicht der Meister hier im Haus,
Tat nichts hinein, heb' nichts heraus!"

Das Gespenst besinnt sich nicht lange, bückt sich und hebt den schweren Kessel mit einem Ruck heraus, stürzt ihn um und ordnet das Geld in zwei ganz gleiche Haufen. Hierauf wird der Geist sehr ernst und spricht: „Wähle Dir einen, triffst Du den rechten, so ist's Dein zeitliches Glück, triffst Du ihn nicht, so bist Du des Todes, wie alle die, die ich vor Dir versucht habe und ich muß weiter verharren in meiner Qual!" Wem das Glück über den Weg läuft, der tut keinen Fehltritt. Schnell entschlossen umarmte Tobi beide Haufen und rief:

„Gelobt seist du, heilige Dreieinigkeit mein,
Einer wird wohl der rechte sein!"

Der beherzte schlaue Tobi hatte gesiegt. In Gestalt eines weißen Vogels entschwebte nun der erlöste Geist zur Türe hinaus und zu Tobis Füßen lag ein Reichtum voller Glanz und Pracht. Er eilte damit zu Mädeli, um ihm denselben als sein Eigentum zu übergeben. Mädeli wies das Geld zurück, aber Tobis uneigennützige Güte brach ihm sein Herz. Was in seinen Augen glänzte, gab Tobi Mut, einen zweiten Schatz zu heben und er und Mädeli wurden ein glückliches Paar. Das gute, treue Herz, das am wenigsten beachtete Glücksgut Mädelis, trug nun die Krone davon.

Die breite Platte und der Zeitglockenstein in Diemtigen.

(Eine Sage aus der Pestzeit.)

Von D. Gempeler-Schletti.

Zur Pestzeit oder zur Zeit der „großen Schwinde“, waren die Straßen im Diemtigtal meist nur noch holperige Karrwege, die bald hoch aufstiegen und bald wieder tief sich senkten. Das Tal war lang und schmal und das Dorf mit der Kirche am nördlichen äußersten Ende desselben. Der „schwarze Tod“ wütete furchtbar auch in diesem abgelegenen Tal und ein Leichenzug löste den andern ab. Von Schwenden und Zwischenflüh, den hintersten Bäuerten des Tales, führte man die Leichen bis zur sogenannten „breiten Platte“, einem oben abgeplatteten Felsblock außenher Zwischenflüh. Diese Felsplatte, die nur niedrig war, stellte so einen Tisch dar, der mit Weinkrügen, Käse und Brot bedeckt war, um die Fuhrleute zu laben, die die traurige Arbeit der Totenfuhr übernommen hatten und sich dabei einer steten Ansteckungsgefahr aussetzen mußten, denn die Sage berichtet, daß manch Einer, der gesund mit einer Leiche vom Hause wegfuhr, auf den Tod erkrankt auf dem Leichenwagen zurückgebracht werden mußte. Bei der breiten Platte nahmen andere Fuhrleute die Toten in Empfang, während die Erstern zurückfuhren, um andere zu holen, und führten sie, der Weg ging damals noch über die Kilchfluh, bis zu einem großen Stein, der zu oberst in den Eggen nahe dem Dorf Diemtigen stand und die zweite Station darstellte und woselbst gleichfalls Erfrischungen bereit standen. Die Fuhrleute, die vom Dorf herkamen und

die Leichen in Empfang zu nehmen hatten, warteten daselbst, bis es am Kirchturm im Dorf die Zeit schlug und die Totenglocke ihr monotones, trauriges Lied sang. Dann bewegte sich der Leichenzug dem Dorfe zu, die Särge wurden in die Gruft gesenkt, ein kurzes Gebet gesprochen und der Wagen kehrte wieder zum Stein zurück, um andere Leichen zu holen. So ging es fort, Woche auf Woche, in lauter Fröhlichkeit und Trinklust. Die Leute hatten mit dem Leben abgeschlossen; heute an dir, morgen an mir, hieß es, und man suchte an Lust und Liebe dem Tod abzutrotzen, so viel die Spanne Lebenszeit noch erlaubte. Die Traurigen und Verzagten holte der schwarze Tod am ersten, nur Fröhlichkeit konnte noch retten.

Der schwarze Tod, er schlich umher,
Nicht Jugend, nicht Alter war sicher mehr,
Und wo er einen Verzagten fand,
Dem reichte er seine kalte Hand.

Der große Stein aber, wo die Särge ausgewechselt wurden, hieß von da an der Zeitglockenstein bis auf den heutigen Tag.

Der Kiley-Hund.

Auf der Straße zwischen Schwenden und dem Eydorf begegnete einsamen Wanderern, die in der Mitternachtsstunde, wenn sie vom Thunermarkt heimkamen und mit ihrem Bündel ahnungslos dahinzogen, oft ein mächtig großer, schwarzer Hund mit glühend roten Augen, der einen Schlüsselbund am Halse trug. Er kam vom Kileyberg her und verlor sich und verschwand, sobald 12 Uhr vorüber war. Er tat niemand etwas zu leide, aber als ihm einmal ein Betrunkener einen Stein nachwarf, bekam derselbe einen geschwollenen Arm, woran er lange zu leiden hatte. Jedesmal, wenn dieser Hund gesehen wurde, waren rauhe Witterung oder verheerende Wolkenbrüche zu erwarten.

Der Bärentöter Sulliger
oder
wie der Name „auf der Wart" entstanden ist.

(Eine Volkssage.)

Von D. Gempeler-Schletti.

Im vordern Reichenstein obenher Zweisimmen befindet sich ein Grundstück, das heißt noch heutigen Tages „auf der Wart" und ein kleineres untenher, das dem verstorbenen Amtsnotar Burgener gehörte, das „Wartli". — Ueber die Entstehung dieser Namen weiß die Sage folgendes zu berichten:

Ein begüterter Landmann in Zweisimmen hatte einen aus Saanen gebürtigen Schwiegervater, der arm war und dem Almosen nachging. Einmal, als der Tochtermann im Stalle das Vieh fütterte, kam auch sein Schwiegervater zu ihm, in der Hoffnung, einen Trunk Milch zu erhalten. Statt dessen habe der Tochtermann zu ihm gesagt: „Bist du auch wieder da, du alter Tuttli," und habe ihm, nur so zum Spaß, wie er behauptet habe, mehrmals die Kälbergelte über den Kopf geschlagen. Dieser vorgebliche Spaß hatte aber für den alten, gebrechlichen Mann die schlimmsten Folgen. Er fiel sogleich tot zu Boden.

Sulliger, vom Schrecken erfaßt und vom Gewissen getrieben, eilte sofort zum Gericht, um es anzuzeigen. Nun wurde unter den damals üblichen Zeremonien ein Landtag angestellt und unter der Linden in Zweisimmen über den Totschläger Gericht gehalten, der 101 Jahr Landesverweisung erhielt.

Zu dieser Zeit aber hauste in der Gegend vom Reichenstein ein gewaltiger Bär. Am Tage versteckte er sich im

Brechgrabenwald, des nachts aber ging er auf Raub aus und tötete viel Vieh. So z. B. hatte er auf der nahen Schauenegg-Vorsaß einer armen Frau ihre Kühe zerrissen. Schrecken und Furcht erfüllte die ganze Gegend. Sulliger, der ein großer, starker und verwegener Mann war und seines Totschlags wegen das Land verwirkt hatte, ging nun zum Landvogt und frug ihn, ob er nicht Gnade erlangen könnte, wenn es ihm gelänge, das Untier zu töten. Der Landvogt sagte ihm, daß er von sich aus ihn nicht begnadigen könnte, aber er sei bereit, ihn der Obrigkeit zu empfehlen, wenn es ihm gelinge, den Bären zu töten. Nun machte sich Sulliger mit seiner Hellebarde auf den Weg und wartete mehrere Nächte lang am Waldrand auf den vierbeinigen Räuber. Endlich nach langem Warten und Aufpassen traf er ihn im Holzschopf eines benachbarten Hauses. Der Bär richtete sich gegen ihn auf, um ihn mit den Vordertatzen zu fassen. Aber Sulliger stieß ihm die Hellebarde in die Brust und traktierte ihn mit furchtbaren Schlägen. Ein neidischer Nachbar, der Sulliger den Erfolg nicht gerne gönnen mochte, wollte ihm helfen. Aber jener wies ihn mit der Drohung zurück, es ihm zu machen wie dem Bären, wenn er nicht weggehe. Das heiße Blut des Bären rann dem Sulliger über Hände und Kleider herab, aber er gab nicht nach, bis er den Bären erschlagen hatte. Der Landvogt hielt Wort und Sulliger wurde seine Verbannung geschenkt. Die Haut des riesigen Tieres hing noch zur Uebergangszeit im Giebel des Lindenhauses zu Zweisimmen. Als aber die Franzosen sogar bis nach Zweisimmen kamen, entfernte der Besitzer die Haut aus Furcht, die Welschen möchten daran Anstoß nehmen und ihm das Haus anzünden. Das Gut aber, auf dem der starke Sulliger den Bären getötet hatte, hieß von da an: „Auf der Wart.“

Orchis maculata.

(Volkssage.)

Die gefleckte Ragwurz, die man hin und wieder in Wiesen und lichten Waldstellen findet, hat fleckige Blätter, was zu folgender Sage Anlaß gegeben haben mag. Als Jesus Christus auf Golgatha gekreuzigt wurde, wuchs unter seinem Kreuze eine Orchis oder Ragwurz. Das Blut aus seinen Nägelmalen floß auf deren Blätter herab und benetzte sie. Seit dieser Zeit treibt zum ewigen Andenken diese Pflanze buntfleckige Blätter und ihre Wurzel hat die Form einer Hand.

Die Schlangenkrone.

(Eine Sage.)

An der Schmützenriedfluh obenher Zweisimmen hielt sich vor Zeiten unter einem Felsschopf eine große, schwarze Schlange auf, die eine Edelsteinkrone auf dem Kopfe trug. Einmal an einem heißen Sommertag aß ein Ziegenhirt unter diesem Felsschopf sein Mittagsbrot. Da kroch auf einmal die große schwarze Schlange aus einer Spalte hervor, glotzte ihn mit feuerglühenden Augen an und ließ ihre wundervolle Krone in der Sonne glänzen. Den Knaben überfiel beim Anblick der Schlange ein solcher Schrecken, daß er furchterstarrt nicht einmal zu fliehen im Stande war. Endlich kam ihm doch noch in den Sinn, die Schlange möchte vielleicht Hunger haben, und er warf ihr sein Mittagsbrot zu. Augenblicklich verschwand die Schlange und ließ ihm ihre Krone zurück, die ihn zum reichen Manne machte. Er baute in Zweisimmen ein Wirtshaus, das er zur „schwarzen Schlange" hieß, das aber im ersten Dorfbrande zu Grunde ging.

Der Holzhacker.

Einmal an einem Oktoberabend, an dem die Sterne besonders schön glänzten, das Himmelsgewölbe ein flimmerndes Funkenspiel darstellte und die Gestirne so nahe zu sein schienen, als ob man sie mit den Händen greifen könnte, zog ein Mann aus Schwenden fröhlich und wohlgemut seine Straße dahin. Er kam von Diemtigen her, hatte sich etwas verspätet und es mochte gegen Mitternacht sein, als er hinter Narrenbach der Angerbrücke zuging, um gemächlich den steilen Tiermattenstutz hinanzusteigen, der als Talstufe die Bäuerten Zwischenflüh und Schwenden voneinander trennt. Ihm zur Linken stieg der große Höllersbergwald (auch Hellersbergwald geheißen) in die Höhe und warf seine dunkeln Schatten auf die enge, holperige Straße, so daß der einsame Wanderer kaum gut seinen Weg fand und von Zeit zu Zeit stille stand, um etwas auszuruhen. Da auf einmal hörte er ein paar hundert Schritte über ihm mitten im Wald einen Holzhacker die nächtliche Stille unterbrechen. Deutlich hörte er die Beilschläge und ihm schien, als hörte er auch die Späne fallen. Was, dachte er, noch ein Holzfrevler um diese Zeit, der muß ein böses Gewissen haben! Er horchte lange, aber immerfort tönten die Schläge in gleicher Taktmäßigkeit an sein Ohr, als ob sie von einer Maschine dirigiert worden wären. Es fing ihm an unheimlich zu werden. Er beschleunigte seine Schritte und erst als er gegen die Siechenweid hinaufkam, verloren sich die unheimlichen Töne. Folgenden Tags fing es an zu schneien und schneite in einem fort, bis der Schnee 3 Fuß tief lag und der Winter mit Brausen und Toben seinen Einzug

hielt. Als dieser Mann dann seinem Nachbar erzählte, was ihm begegnet sei, verwunderte sich dieser gar nicht und sagte: Diesen Holzhacker haben auch schon Andere gehört. Er hat auch schon gehackt, als das Hagelwetter vom Balmiwald herunter zum ersten Mal die Thiermatten mit Kies und Schutt übertrug. Wenn der hackt, so fällt kein Baum im Wald, aber es fällt Unglück ins Land. Gut, wenn es beim Schnee bleibt und wir nicht noch Schlimmeres zu befürchten haben.

Gempeler, David

Sagen und Sagengeschichten aus dem Simmenthal

Bd.: 4

Thun 1909